Sonntag, den 31. Juli 1927

Opłata pocztowa uiszczona ryczałtem

Einzelnummer 30 Groschen

Lodzer Volkszeitung

Nr. 208. Die „Lodzer Volkszeitung“ erscheint täglich morgens. An den Sonntagen wird die reichhaltig illustrierte Beilage „Volk und Zeit“ beigegeben. **Abonnementspreis:** monatlich mit Zustellung ins Haus und durch die Post Zl. 4.20, wöchentlich Zl. 1.05; Ausland: monatlich Zl. 6.—, jährlich Zl. 72.—. Einzelnummer 20 Groschen, Sonntags 30 Groschen.

Schriftleitung und Geschäftsstelle:
Lodz, Petrikauer 109
Hof, links.
Tel. 36-90. Postscheckkonto 63.508
Geschäftsstunden von 7 Uhr früh bis 7 Uhr abends.
Sprechstunden des Schriftleiters täglich von 1.30 bis 2.30.

Anzeigenpreise: Die siebengespaltene Millimeterzeile 12 Groschen, im Text die dreigespaltene Millimeterzeile 40 Groschen. Stellengesuche 50 Prozent, Stellenangebote 25 Prozent Rabatt. Vereinsnotizen und Ankündigungen im Text für die Druckzeile 50 Groschen; falls diesbezügliche Anzeige aufgegeben — gratis. Für das Ausland 100 Prozent Zuschlag.

5. Jahrg.

Vertreter in den Nachbarstädten zur Entgegennahme von Abonnements und Anzeigen: **Alexandrow:** W. Rösner, Parzęczewska 16; **Bialystok:** B. Schwalbe, Stoleczna 43; **Konstantynow:** J. W. Modrow, Plac Wolnosci 38; **Ozorkow:** Amalie Richter, Neustadt 505; **Pabianice:** Julius Walta, Sienkiewicza 8; **Tomaschow:** Richard Wagner, Bahnstraße 68; **Zdunska-Wola:** Johann Mühl, Szadkowska 21; **Zgierz:** Eduard Stranz, Rynek Kilinskiego 13; **Zyrardow:** Otto Schmidt, Hiellego 20.

Nie wieder Krieg!

Zur 13. Wiederkehr des Ausbruches des Weltkrieges.

Morgen jährt sich wieder der Tag, da das Grausigste geschah, das die Weltgeschichte aufzuweisen hat: ein vierjähriger Totentanz, der nach und nach die meisten Völker der Erde in seinen gräßlichen Wirbel hineinzog. Und dann ein vierjähriges, nicht endenwollendes Ringen, um die erlittenen und zugefügten Schäden einigermaßen wieder auszubessern. Bei den Siegern wie bei den Besiegten!

Wir erinnern uns noch jener Tage Ende Juli, Anfang August 1914. Wir sahen, wie die schwarzdunklen Wolken sich dichter und dichter am politischen Himmel zusammenzogen. Wir glaubten aber nicht, daß das Gewitter ausbrechen würde. „Unmöglich“ sagten wir. „In unserer Zeit! Bei unserer Kultur! Bei inneren Verflechtungen der internationalen Handelsbeziehungen!“

Wir irrten. Der Wahnsinn behielt die Oberhand. Der Geist krankhafter Abenteuerlust und größenwahnsinnigen Nationalhasses ließ den Blitz herunterzucken, der die ganze Erde in Brand setzte.

Wir waren betäubt. Alle Völker waren es. Alle glaubten an das Märchen vom Verteidigungskriege. Obwohl es noch keinen Krieg gegeben hat, wo die Machthaber dem Volk nicht vorgemacht hätten, daß es seine „heiligsten Güter“ gegen den „Erbfeind“ verteidigen müßte — aus nationalen, religiösen, sittlichen Pflichten. Das Volk würde ja sonst nicht marschieren. Oder würden die Jünglinge ausziehen, die Väter die Kinder, die Männer ihrer Frauen lassen, wenn ihnen gesagt würde: „Ihr sollt bluten, leiden, sterben, siech und Krüppel werden, damit die Kohlen-, Erz- und Oelfelder in der Hand von einigen Großindustriellen vereinigt werden?“ Wären die amerikanischen Männer auf die Schlachtfelder Europas gezogen, wenn man ihnen gesagt hätte: „Ihr sollt sterben, damit unseren Kapitalisten die Dollars nicht verloren gehen, die sie den Franzosen und Engländern zum Kriegführen geliehen haben?“ Ausgeschlossen! Das Volk ist gut. Das Volk ist gerecht. Darum stellen die Machthaber immer das andere Volk dem eigenen als moralisch verkommen, schlecht, treulos, ungerecht — kurz, als „Erbfeind“, ja, als den Feind der ganzen Menschheit und aller Sittlichkeit vor Augen.

Viele glauben dasselbe noch heute — hüben wie drüben. Denn die Machthaber, die ein Interesse daran haben, daß die Völker sich auf ihren bloßen Wink hin zerfleischen, verbreiten andauernd Verleumdungen über die anderen Völker mit Hilfe einer feilen, kapitalistischen Presse.

Wozu das alles, wozu! Bis auf wenige Gewinnler, die in allen Nationen das Elend der Völker zum eigenen Vorteil ausnutzen, leiden die Menschen unsagbar schwer. Sollen alle Opfer umsonst gebracht sein?

Es liegt nur an uns, wenn dies der Fall ist. Was würden die Toten tun, wenn sie heute zu uns sprechen könnten? Sie würden sicher dem Kriege fluchen, der ihnen alles, alles genommen hat. Wir fluchen ihm auch. Als Sozialisten. Als *sittliche Menschen* — das ist ja ein und dasselbe. Uns steht im Mittelpunkt der Mensch. Für ihn ist die Wirtschaft da. Nicht ist er da für die Wirtschaft.

„Der Mensch ist Selbstwerk, nicht Mittel zum Zweck“, lehren in gleichem Geiste Religion und Sittlichkeit. Alles andere ist Lüge und Betrug. Es gibt keine Kulturreligion, es gibt keine Moral eines Kulturmenschen, die den Krieg nicht bekämpft. Wer etwas anderes lehrt, ist ein Volksverführer, ob er auf der Kanzel oder auf dem Katheder oder auf der Rednertribüne steht. Religion und Sittlichkeit wollen und sollen dem Menschen den Weg weisen, auf dem er zum wahren Menschentum kommt. Der Krieg aber, das Gegenteil des Menschentums, er ist Haß, Unkultur, Unmoral; er erniedrigt, als echt katholisches Gebilde, den Menschen zum Mittel, zur Mordmaschine, zum „Material“, d. h. Kanonenfutter. Darum: *Krieg dem Kriege!*

Wir Sozialisten wissen freilich, daß der Krieg nur mit dem Kapitalismus zusammen ganz ausgerottet werden wird. Trotzdem können wir jetzt schon an seiner Beseitigung arbeiten. Wenn wir in uns und außer uns den Friedenswillen verbreiten. Dies ist bisher nicht geschehen. Unsere ganze Erziehung war auf die Züchtung des Kriegswillens eingestellt. Machen wir es umgekehrt! Dann sind die wirtschaftlichen Konflikte, aus denen die politischen und damit die Kriege herauswachsen, zwar nicht aus der Welt geschafft; aber in der Friedensatmosphäre werden sie sich nicht mehr so üppig zu Kriegen entwickeln können, wie wenn eine Kriegsatmosphäre herrscht. Dann sind wir auf dem Wege zur wahren Friedenszeit, die allein der Sozialismus bringen kann. Darum gibt es für uns als sittliche Menschen — als Sozialisten — nur eine Parole:

„Krieg dem Kriege!“

Emil Felden.

Einer rumänischen Staatskrise entgegen.

Die rumänische Opposition wünscht den Prinzen Carol als König. — Rumänien das Reich der vier Könige.

Bukarest, 30. Juli. Der ehemalige rumänische Ministerpräsident Averescu hat sich trotz seines zeitweiligen Rücktritts als Führer der Volkspartei nicht vom politischen Leben zurückgezogen. Er beabsichtigt, in nächster Zeit eine Propagandareise durch alle Hauptstädte Europas zu unternehmen, deren Ziel die Uebernahme des Thrones durch den Prinzen Carol sein wird. Die Deklaration, in der Averescu den 6jährigen Michael als rechtsmäßigen König anerkannt hat, nennt Averescu ein taktisches Manöver seinerseits. Großes Aufsehen hat in Bukarest der Vorschlag der Averescu-Gruppe zwecks Zusammenschließung mit der national-radikalen Bauernpartei der „Tzaranisten“ herorgerufen.

Buzdugan

Präsident des rumänischen Kassationsgerichts und Mitglied des Regentschaftsrates.

Auch die rumänische Bauernpartei, deren Führer Prof. Joga ist, beabsichtigt, eine großangelegte Aktion gegen den Regentschaftsrat und für die Wiederberufung Carols einzuleiten. Es heißt, Rumänien, habe jetzt vier Könige, den 6jährigen Michael, den Regentschaftsrat, den Ministerpräsidenten Bratianu und den verbannten Carol. Binnen kurzem werde eine große oppositionelle Versammlung in Bukarest abgehalten werden, zu der die Bauernpartei Zehntausende von Bauern in die Hauptstadt bringen werde, um Bratianu zur Demission zu zwingen. Letzterer habe als Gegenmaßnahme die beurlaubten Soldaten einberufen und in den Kasernen Alarmbereitschaft angeordnet.

Verschiedene Bukarester Blätter bezeichnen die Anwesenheit des Patriarchen im Regentschaftsrat als Zeichen der moralischen Verfaulung, da man über dessen Privatleben Informationen erhalte, die geeignet seien, ihn schwer zu kompromittieren. Bratianu halte aber an ihm fest, weil dieser schwache Punk im Leben des Patriarchen am besten geeignet sei, dessen Anhängerschaft zu sichern.

Ueber die Unruhe im Fogaraser Komitat schreibt Manua in der „Patria“, es sei kein Wunder, wenn in Siebenbürgen Aufstände enstehen, denn die Reichsrumänen hausen dort wie die Eroberer in Afrika. Niemals unter der ungarischen Herrschaft haben derartige Zustände geherrscht.

Der „nahe Krieg“.

Was der russische Vizekriegskommissar sagt.

In Moskau hielt Kamenew, Mitglied des Revolutionskriegsrats und Stellvertreter des Kriegskommissars Woroschilow, einen Vortrag über die drohende Kriegsgefahr und die sich daraus ergebenden Aufgaben der Gesamtbevölkerung des Ssowjetbundes. Kamenew, Generalstabsoberst in der zarischen Armee, wird zu den führenden militärischen Sachverständigen Ssowjetrußlands gezählt und gilt zugleich als einer derjenigen roten Generale, denen im Kriegsfall ganz besonders wichtige Aufgaben zugeteilt werden sollen.

Kamenew sprach zunächst über den wahrscheinlichen Zeitpunkt eines Kriegsausbruchs, den man zwar nicht genau fixieren, von dem man aber wohl sagen könne, daß er „sehr nahe“ sei. Zur Zeit habe England allerdings die von ihm erstrebte Antissowjetfront noch nicht vollständig fertigstellen können. Sobald es er englischen Politik gelungen sein werde, alle Nachbarstaaten der Ssowjetunion „in das entsprechende Strombett zu leiten“ — dann werde der Krieg beginnen.

Weiter führte Kamenew aus: die kapitalistischen Staaten müßten im Kriegsfall mit der Unzuverlässigkeit weiter Schichten der Bevölkerung rechnen. Die Ssowjetunion stehe in dieser Hinsicht weit besser da, „aber ganz dürfen wir uns darauf auch nicht verlassen“. Den Schluß des Vortrags bildete die Mahnung, schädliche Panikstimmung zu bekämpfen.

Kredite für die durch Wetterkatastrophen heimgesuchten Gebiete.

(Von unserem Korrespondenten.)

Das Landwirtschaftsministerium bemüht sich beim Finanzministerium um weitere Kredite für die durch Unwetterschäden heimgesuchten Wojewodschaften. Zunächst sollen weitere 5 Millionen Zloty für diesen Zweck vorgestreckt werden. Bisher wurden für diese Gebiete 12 Millionen Zloty überwiesen.

Ein Gesetz zur Bekämpfung des Bettlertums.

(Von unserem Korrespondenten.)

Im Rechtsbüro beim Präsidium des Ministerrats ist ein Gesetzentwurf über die Bekämpfung des Bettler- und Landstreichertums eingelaufen. In dem Gesetzentwurf werden Mittel genannt, die zur Bekämpfung des Bettlertums führen sollen. Das Gesetz sieht die Errichtung von Greisenheimen, Arbeitshäusern usw. vor.

Gen. Zarzycki — Administrationschef der Armee.

(Von unserem Korrespondenten.)

Wie unser Korrespondent erfährt, wird General Zarzycki als Nachfolger General Gureckis zum Administrationschef der Armee ernannt werden. Die Ernennung dürfte in den nächsten Tagen erfolgen.

Der Schiebergeneral vor Gericht.

Die Verhandlungen gegen den General Zymierski wickeln sich ohne besondere Sensationen ab. Die Aussagen der vernommenen Zeugen beschränkten sich im allgemeinen lediglich darauf, wie die staatlich subventionierten Fabriken arbeiteten, was sie leisteten, und wie hoch die Subventionen vor der Inbetriebnahme waren. Dabei wurde von dem Mitgliede der Untersuchungskommission Wielowiejski ausdrücklich festgestellt, daß die Fabriken **nicht** zufriedenstellend arbeiteten. Auf die direkte Frage des Verteidigers, ob er der Meinung sei, der General Zymierski habe allerlei Schiebungen begangen, sagte der Zeuge, davon stehe nichts in seinen Akten. Zeuge Sakson, der ebenfalls an den Geschäften der „Protekta" mitbeteiligt war, versucht die „Protekta" als ein solides Unternehmen hinzustellen. Dann gibt der Zeuge Sakson weiter an, im Februar 1927 seien er und Barski zum stellvertretenden Chef der Armeeadministration und Präses der Landeswirtschaftsbank General Gurecki gerufen worden. Der General besprach sich mit ihnen besonders. Dem Barski sagte der General Gurecki, daß er für den Preis der Dokumente gegen den General Zymierski einen besseren Preis für die Gasmasken erhalten würde. Weiter garantierte General Gurecki dem Barski vollständige Diskretion und Straflosigkeit. Diese Aussage rief begreifliche Sensation hervor. Auch der am nächsten Tage vernommene ehemalige Verwaltungsdirektor der „Protekta", Barski, versuchte durch seine Aussagen die „Protekta" herauszureißen. Er bestritt jedoch, daß General Gurecki ihm Vorschläge auf Auslieferung von Dokumenten gegen General Zymierski unterbreitet hätte.

Am Freitag wurde der Abg. Popiel als Zeuge vernommen. Er erklärt, daß man ihn zur Mitarbeit bei der Organisierung der Bank der Vereinigten Kooperativen eingeladen habe. Er habe den Eindruck gehabt, daß der Geldgeber dieses Unternehmens vor allem Sakson war. Der Zeuge habe Aktien der Bank von Berman erworben, formell zwar für sich, in Wirklichkeit aber für die Bank. Bei diesen Transaktionen habe er Wechsel ausgestellt, die die Bank später mit viel Schwierigkeiten eingelöst habe. Er war auch einige Zeit Präses des Verwaltungsrats der Bank gewesen, doch habe er dieses Amt infolge heftiger Angriffe seitens seiner Parteigegner nach kurzer Zeit niedergelegt. Auf die Frage des Vorsitzenden, ob sich auf seinem Bankkonto ebenfalls Parteigelder befanden, bestätigte dies Abg. Popiel. Doch bestritt er ganz entschieden, daß die Bank der Vereinigten Kooperativen den „Glos Codzienny" und die Druckerei „Ars" finanziert hätte. Popiel erklärte hierbei, daß der Staatsanwalt die N. P. R. und ihr Parteiorgan zu diskreditieren versuche.

Zeuge Leutnant Markus, der zur selben Zeit in Paris wohnte, als General Zymierski sich dort aufhielt, erklärt, daß es nicht möglich sei, vom Offiziersgehalt einige tausend Dollar durch zwei Jahre zu ersparen. Kapitän Handt, der die Untersuchung in der Bank der Vereinigten Kooperativen geführt hat, weist darauf hin, daß die Buchführung in dieser Bank falsch geführt worden sei und die Kontos für Wolski und Parczewski fiktiv gewesen seien.

Vor Ueberraschungen in London.

Wieder eine Arbeiterregierung? — Jedoch ohne Macdonald.

Die sich seit Wochen in der englischen Presse hinziehende Erörterung der Wahrscheinlichkeit und Möglichkeit einer liberal-sozialistischen Regierungskoalition für den Fall, daß bei den nächsten Wahlen keiner Partei eine absolute Mehrheit zufallen sollte, hat durch eine Veröffentlichung des „New Leader", die in parlamentarischen Kreisen starkes Interesse erregt hat, neuen Anstoß erhalten. Nach dem „New Leader" habe Lloyd George angeblich folgende Bedingungen für die Unterzeichnung einer zukünftigen Arbeiterregierung durch die Liberalen formuliert:

1. Ministerpräsident: Philipp Snowden an Stelle Macdonalds.
2. Ein festes, auf fünf Jahre beabsichtigtes gemeinsames Arbeitsprogramm.
3. Lloyd George als Ackerbauminister.
4. Drei bis vier weitere Ministerposten für die Liberalen.

In Kreisen der Arbeitspartei wird an der Glaubwürdigkeit dieser Information stark gezweifelt. Der „Daily Herald" wendet sich in einem Leitartikel gegen jeden Koalitionsgedanken und vertritt die Auffassung, daß die Arbeitspartei solange kämpfen müsse, bis sie die vereinigten Kräfte des Feindes zu schlagen vermöge.

Die englischen Bergarbeiter fordern die Verstaatlichung der Bergwerke.

London, 29. Juli. Gestern begann in Southport die Jahreskonferenz der Bergarbeiterföderation, auf der folgende Resolution angenommen wurde: „Die Bergarbeiterföderation hat beschlossen, zugunsten der Verstaatlichung der Bergwerke, unter Berücksichtigung der von der Samuel-Kommission gemachten Vorschläge, einen allgemeinen Feldzug zu organisieren, um den Arbeitern dieser lebenswichtigen Industrie, auf der Englands Wohlstand zum Teil beruht, einen anständigen Lebensstandard zu sichern." Außerdem wurde noch ein von dem bekannten Bergarbeiterführer Frank Varley eingebrachter Antrag angenommen, der eine Altersversorgung für 80000 über 60 Jahre alte Bergarbeiter vorsieht. Der Präsident der Konferenz, Herbert Smith, protestierte dagegen, daß eine Reihe von Zeitungen Zahlen über die Stärke der Mitglieder der Bergarbeiterföderation veröffentlichen, die den Tatsachen überhaupt nicht entsprechen. Die Föderation habe zur Zeit über 782 986 Mitglieder und nicht 300 000 oder 400 000, wie berichtet worden sei.

Das Fiasko der Seeabrüstungskonferenz

London, 30. Juli (ATE). Wie aus Washington berichtet wird, wird Präsident Coolidge mit einer Erklärung hervortreten, in der er sich gegen die Annahme der neuen englischen Vorschläge auf der Seeabrüstungskonferenz in Genf aussprechen wird. Präsident Coolidge soll sich dahin äußern, daß die Vorschläge Englands für die Vereinigten Staaten unannehmbar seien.

„Daily Mail" schreibt, die Seeabrüstungskonferenz sei in das Endstadium getreten. Die Krise der Abrüstungskonferenz werde zweifellos zur Hebung der Autorität des Völkerbundes beitragen. Die Beziehungen zwischen England und Amerika werden zwar grundsätzlich keine Aenderung erfahren, doch müsse man mit einer Abkühlung der gegenseitigen Beziehungen rechnen.

Washington, 30. Juli. Die Ankündigung einer Vollsitzung in Genf für Montag wird hier als Beweis dafür aufgefaßt, daß die Konferenz einen ergebnislosen Ausgang finden wird. Die Delegierten haben sich angeblich auf die Montagssitzung geeinigt, nachdem weitere Erörterungen aussichtslos schienen. In der Schlußsitzung werden alle drei Delegationen Gelegenheit haben, ihren Standpunkt zu vertreten, und jede wird nach hiesiger Auffassung ihr Bestes tun, um die Schuld am Scheitern der Konferenz der Gegenpartei zuzuschieben.

Die Knechtung Südtirols.

Deutsche Wirte müssen Fronvogtbilder anschaffen.

Bozen, 30. Juli. Der faschistische Provinzverband richtete an die Inhaber einiger Hotels in Südtirol eine Zuschrift, in der an die Pflicht erinnert wird, in den Lokalen und Gaststätten die Bilder des Königs und der Königin sowie Mussolinis anzubringen. Für die Durchführung dieser Anordnung wird ein Termin von vierzehn Tagen bestimmt. In dieser Zwangsverordnung heißt es, daß die Nichtbefolgung als Widerstand gegen die vorgesetzte Behörde betrachtet werden müsse. Hiernach sind die faschistischen Bandenkommandos schon offizielle Behörden. Soweit ist es in Italien gekommen.

80 Kommunistenführer einem Bombenanschlag in Leningrad zum Opfer gefallen

Riga, 30. Juli. In Leningrad wurde auf das Gebäude, in dem das Zentralkomitee der kommunistischen Partei seine Beratungen abhielt, ein Bombenanschlag verübt. Es sollen angeblich 80 Kommunistenführer teils getötet, teils schwer verletzt worden sein. Die Sowjetregierung versucht, diese Nachricht nach Möglichkeit zu verheimlichen.

Mit Bombenflugzeugen gegen die Aufständischen in Nikaragua.

Managua, 30. Juli. Amerikanische Bombenflugzeuge haben eine neuen Angriff auf die im Rückzug befindlichen Streitkräfte des nikaraguanischen Generals Sandino unternommen. Etwa ein Dutzend Soldaten wurden getötet oder verwundet. Amerikanische Marinetruppen und nikaraguanische Polizeitruppen setzen die Verfolgung fort.

Großes Erdbeben in China.

100 tausend Menschen umgekommen.

London, 30. Juli (ATE). Die englischen Zeitungen bringen Meldungen über ein furchtbares Erdbeben in der Provinz Kansu in China. Danach sollen 100 tausend Menschen beim Erdbeben zu Tode gekommen sein. Vom Erdbeben wurde ein Gebiet von 70 Millionen Quadratkilometern heimgesucht. Es ist schwer, genaue Einzelheiten des Erdbebens festzustellen, da die von der Katastrophe betroffenen Gebiete von der Außenwelt vollständig abgeschnitten sind. Das Erdbeben dürfte eines der größten sein, die sich in letzter Zeit ereignet haben. Ein katholischer Geistlicher aus Kansas erzählt, daß ihn das Erdbeben überrascht habe, als er die hl. Messe las. Er wurde dabei ohnmächtig. Als er wieder zu sich kam, sah er, daß aus der Kirche nur ein Trümmerhaufen übrig geblieben ist. Der größte Teil der Kirchenbesucher konnte sich retten. Lediglich eine Anzahl Kinder wurde von den Trümmern verschüttet. Die Stadt Kulun ist von der Oberfläche vollständig verschwunden.

Tagesneuigkeiten.

Beilegung des Streikes in der Bauindustrie. Infolge der starken Bemühungen des Arbeitsinspektors, der eine Beilegung des Streikes der Bauarbeiter herbeiführen wollte, fand gestern im Arbeitsinspektorat eine Konferenz statt, zu der zum ersten Male die Unternehmer erschienen waren. Gleich zu Beginn der Konferenz erklärten die Vertreter der Unternehmer, daß sie die weitere Hinausschiebung des Streikes vermeiden wollen und deshalb zu Zugeständnissen bereit sind. Als Verhandlungsbasis schlugen sie dann die Lohnsätze der Warschauer Bauarbeiter vor. Nach einer längeren Beratung erklärten die Arbeiter, auch sie seien willens, den Streik zu beenden, weshalb sie sich mit einer 20prozentigen Lohnerhöhung zufrieden geben wollten. Die Unternehmer bewilligten jedoch nur 8 Prozent und dann 12 Prozent. Die Vertreter einiger Verbände erklärten sich schließlich mit einer solchen Erhöhung einverstanden und unterschrieben den Vertrag. Die übrigen hatten nicht so weitgehende Vollmachten, weshalb sie versprachen, nach Einholung von Informationen den Vertrag am Montag ebenfalls zu unterschreiben. Für Montag wird daher eine Versammlung der Bauarbeiter einberufen werden, auf der über den Termin der Wiederaufnahme der Arbeit beraten werden wird. Nach der Lohnerhöhung werden die Löhne der einzelnen Kategorien folgende sein: 1 Stunde Arbeit für den Maurer, Tischler und für Innenarbeiten anstatt 1,25 Zl. — 1,40 Zl., für Mauerputz und Stukkaturarbeit anstatt 1,50 — 1,70 Zloty, Ziegelträger anstatt 1,05 — 1,20 Zloty. (i)

Um die Kündigung des Vertrages in der Textilindustrie. Wie wir bereits berichteten, wurde in der letzten Verwaltungssitzung des Klassenverbandes eingehend die Frage der Kündigung des Vertrages in der Textilindustrie und die Aufstellung von neuen Lohnforderungen besprochen. Nach längerer Beratung beschloß die Hauptverwaltung, vorläufig keine Aktion zu unternehmen, und zwar deshalb, weil infolge der großen Zahl nichtorganisierter Arbeiter der Ausgang eines Streikes ungewiß ist. Es wurde deshalb der Beschluß gefaßt, in den Fabriken eine eifrige Propaganda zu entfalten und die Arbeiter zum Eintritt in den Verband aufzufordern. Gemäß diesem Beschluß fanden in den letzten Tagen bereits Versammlungen in den Fabriken statt, die großen Erfolg hatten.

Vom Arbeitsvermittlungsamt. Im Bereiche des Lodzer staatlichen Arbeitsvermittlungsamtes waren am 30. Juli 27721 Arbeitslose registriert, davon kamen auf Lodz 20 769, Pabianice 1790, Zdunska-Wola 460, Zgierz 2696, Tomaschow 1522, Konstantynow 255, Alexandrow 61, Ruda-Pabianicka 168. In der vergangenen Woche erhielten 19 381 Arbeitslose Unterstützungen. In derselben Zeit verloren 612 Arbeiter ihre Beschäftigung, während 917 angestellt wurden. Das Amt verfügt über 136 freie Stellen für Arbeiter verschiedener Berufe.

Wo vermehrt sich die Bevölkerung am stärksten. Polen hat die Volkszählung am 30. September 1921 durchgeführt, die damals eine Kopfzahl von 27 177 000 Personen ergeben hat. Die Volkszählung erstreckte sich nicht auf die schlesische Wojewodschaft und das Wilnagebiet. In diesen beiden Landesteilen wurde die Bevölkerungszahl schätzungsweise dem Gesamtergebnisse zugerechnet. Die Volkszählung in diesen beiden Gebieten sollte am 1. Januar 1926 durchgeführt werden. Sie wurde auch tatsächlich in dem Wilnagebiet durchgeführt, während sie in Oberschlesien aus politischen Gründen verschoben wurde. An kompetenter Stelle denkt heute niemand an die Durchführung der Volkszählung in Schlesien. Die Gemeinden in Polen sind angewiesen, jedes Jahr die Zahl der Einwohner in der Gemeinde aufzunehmen. Diese statistischen Aufnahmen in den westlichen Wojewodschaften sind wohl verläßlich, was man von den östlichen Wojewodschaften kaum behaupten kann. Immerhin werden diese Gemeindeaufnahmen der Bevölkerung von dem staatlichen statistischen Amte verarbeitet und jedes Jahr veröffentlicht. Laut diesen Aufstellungen zählte Polen am 1. Januar 1923: 28 144 000 Einwohner; am 1. Januar 1924: 28 470 000 Einwohner; am 1. Januar 1925: 28 873 000 Einwohner; am 1. Januar 1926: 29 249 000 Einwohner. In den vier Jahren beträgt der Bevölkerungszuwachs 2 072 000 Personen oder 8 Prozent. Den stärksten Bevölkerungszuwachs weisen die Westwojewodschaften auf, wie Schlesien, Posen und Pommerellen. In diesen Wojewodschaften betrug der Personenzuwachs auf 100 Geburten: 1923: 50,4 Personen, 1924: 50,7 Personen, 1925: 54,1 Personen. Die Sterbezahl ist hier geringer, als in allen anderen Wojewodschaften, was wiederum beweist, daß der Gesundheitszustand in Pommerellen und Oberschlesien besser ist, als im Süden und im Osten. Noch krasser kommt das zum Vorschein, wenn wir den Bevölkerungszuwachs

Eine Kulturtat der Krankenkasse.

Eröffnung des ersten Pavillons für lungenkranke Kinder in Tuszynek.

Von Dr. med. H. Kluszynski, ehem. Chefarzt der Lodzer Krankenkasse.

Im Jahre 1925 erwarb die Verwaltung der Krankenkasse der Stadt Lodz einen 240 Morgen umfassenden Wald bei Tuszyn, der gegen 30 Kilometer von Lodz entfernt liegt. Der Wald ist von einigen tausend Morgen Staatswäldern umgeben. Er hat trockenen, sandigen Boden. Er besitzt mehrmorgige offene und sonnige Lichtungen. Es bestehen also alle klimatische Bedingungen, diesen Flecken zur Siedlung einer ganzen Reihe von Gesundheitsheimen für die Versicherten der Lodzer Krankenkasse zu machen.

In dem 240 Morgen umfassenden Walde herrschte noch im vorigen Jahre eine majestätische Stille, die höchstens von Vogelsang unterbrochen wurde. Manchmal hüpfte ein Hase über die Wege, manchmal turnte ein lustiges Eichhörnchen in der Spitze der Fichtenwälder.

Diese feierliche Stille wurde jäh gestört. Arbeit, menschliches Mühen verwirklicht teilweise die Pläne der Verwaltung der Krankenkasse. Der erste Pavillon für 120 kranke Kinder, die an den Anfängen der Schwindsucht leiden, ist fertig.

Der große Umfang des Tuszyner Waldes gibt der Lodzer Krankenkasse große Möglichkeiten. Die gesamte Luftkur kann hier untergebracht werden, mit Ausnahme derjenigen Krankheitsfälle, die eine Sonderluftkur benötigen.

Außer dem bereits erbauten Pavillon für lungenkranke Kinder sollen Heime für Rekonvaleszenten entstehen, die nach schweren Krankheiten, wie Lungenentzündung, Typhus, schwerer Grippe und anderen Krankheiten, längerer Ruhe bedürfen. Heute muß der Kranke die Zeit der Rekonvaleszenz unter ungünstigen Bedingungen verbringen, in schlechter, unhygienischer Wohnung, bei schlechter und ungenügender Ernährung. Im Rekonvaleszentenheim, inmitten reiner, balsamischer Luft, in möglichst günstigen Bedingungen, wird der Kranke bedeutend schneller die Gesundheit wiedererlangen und zur Arbeit zurückkehren. Um so mehr, da das Gesundheitsheim alle neuzeitlichen Einrichtungen der physikalischen Heilung, der Wasserheilanstalten, künstliche Mineral-, Moor- und Kohlensäurebäder usw. zur Verfügung haben wird. Ein Kranker, der aus der Lodzer Atmosphäre des Elends, der Unbequemlichkeiten und jeglicher Mängel nach dem sonnigen Gesundheitsheim übertragen wird, findet dort alle Bedingungen für eine schnelle Heilung.

Neben dem Gesundheitsheim werden Sommerkolonien für Kinder, die Jugend und Erwachsene erstehen. Es werden dies Institutionen für die Sommersaison, für die Monate bis Ende September sein. Diejenigen, die frische Luft und Sonne, Erholung benötigen, werden diese in den Sommermonaten dort finden. Und wenn selbst die Erholungszeit nicht länger als 4 Wochen sein würde, so genügen die 4 Wochen oft, um den durch die Arbeit geschwächten Organismus, die geschwächte Gesundheit zu stärken und zu festigen.

Die allergrößte Sorge der Krankenkasse ist aber die Heilung der Tuberkulose, besonders der Lungenschwindsucht. In dieser Richtung werden sich auch die Bemühungen der Krankenkassenverwaltung bewegen.

Die Sterblichkeit infolge der Tuberkulose ist in Lodz sehr groß. In den Jahren 1918 bis 1924 starben an der Schwindsucht 10 705 Personen, was 17,8 Prozent der Zahl der Todesfälle ausmacht.

Die Zahl der tuberkulös Kranken in der Krankenkasse ist sehr groß. Sie übersteigt alle in der Welt bekannten Ziffern: denn sie beträgt 18 000. Die Statistik der Gelehrtenwelt behauptet, daß die Zahl der an Schwindsucht Kranken in Industriezentren 2 Prozent, also für Lodz 10 000 Personen betragen müßte. Zwar beziehen sich die 2 Prozent auf die Industriestädte des Westens. Aber, wie dem auch sei: die Lodzer Krankenkasse, die 65 Prozent der gesamten Einwohnerschaft ärztliche Hilfe zu leisten hat, besitzt 6 Prozent ihrer Mitgliedschaft und deren Familien als tuberkulös Kranke. 4 Prozent davon bilden die Mitglieder der Kasse und 2 Prozent deren Angehörige.

Der erste Pavillon für lungenkranke Kinder ist nun fertiggestellt und soll heute, um 4 Uhr nachmittags, in feierlicher Weise eröffnet werden. An der Eröffnungsfeier in Tuszynek nehmen außer Vertretern der Presse Arbeitsminister Jurkiewicz sowie Vertreter der Lodzer Behörden und Institutionen teil.

Die Krankenkasse begann ihre Tätigkeit der Bekämpfung der Tuberkulose mit der Erbauung eines Pavillons für Kinder, von der richtigen Voraussetzung ausgehend, daß in erster Linie unser junges Geschlecht gerettet werden müsse, denn die Tuberkulose ist fast immer die Beendigung des in der Kinderzeit begonnenen Leidens.

Reisebriefe.

(Für die „Lodzer Volkszeitung" geschrieben.)

Die Ostsee. Der Zugang Polens zum Meere.

Viel ist damit der Einwohnerschaft Polens gegeben, wenn die chinesische Mauer in Betracht gezogen wird, die Polen durch die 500 Zloty-Auslandspässe umgibt.

Die Ostsee ist dem polnischen Staatsbürger erschlossen. Gdingen, Hela, Putzig, Hallerowo sind heute das Ziel manchen halbwegs materiell bessergestellten polnischen Staatsbürgers, wenn er — ja wenn er sonst körperlich gesund ist und ihm die scharfe Ostseeluft nicht schadet, sondern nur nötig ist, um ihm Ruhe zu geben, Erholung von den Strapazen des täglichen nervenzerreißenden Lebens.

Wir waren auch im vorigen Sommer dort. Haben anderthalb Wochen des Urlaubs benutzt, um am Strande zu liegen und stundenlang mit den Wellen des Meeres zu spielen. Viel hat sich aber im Laufe des einen Jahres geändert. Viel, unheimlich viel wurde dort gebaut. Das Fischerdorf Hela, dessen Fischerhütten kaum die Zahl 50 überschritten, hat europäischen Zuwachs erhalten. Sandstein- und Ziegelsteinhäuser, Villen mit Pensionen. Pensionen und Gastwirtschaften, auch mit Konzert und Musik, obwohl gerade diese Unterhaltung zu Hela nicht sehr paßt. Uns wäre das vorjährige ruhige Hela lieber. Ohne Shimmy, ohne Jazzband. Die doch nicht als Mittel angesprochen werden können, der Erholung zu dienen, der Ruhe.

Aber auch an den Preisen merkt man die Europäisierung. Wenn der Fischer für das Zimmer (ein Schlafbett) im vorigen Jahre 3 Zloty gefordert hatte, so läßt er sich heute bereits 5 Zloty täglich zahlen und versteht sich zu Preisnachlässen erst dann, wenn ein einmonatiger Aufenthalt in Frage kommt. Die Preiskarten in den Wirtschaften, die Preise in den Läden haben auch eine nicht gerade liebe Abrundung nach oben erfahren. Je größer die Besucherzahl, desto höher die Preise. Im vorigen Jahre für eine Ganztagverpflegung in der Pension 10—12 Zloty, heute schon 15—20 Zloty.

Nach Hela aber gingen wir in diesem Jahre hauptsächlich, um uns anzuschauen, was für die Kinder, die körperlich nachgebliebenen, des schaffenden Volkes in der nächsten Saison zu machen sei. Im Auftrage der Lodzer Krankenkasse, die in diesem Jahre weit über drei Viertel Millionen Zloty für Luftkurbehandlung ihrer Mitglieder bestimmt hatte. In einer Reihe von Kurorten sind die Kranken untergebracht: Anin, Busk, Ciechocinek, Krynica, Szczawnica, Zakopane, Bistreital, Hohensalza, Smukala, Hallerowo usw.

Hallerowo. Hier, an der schmalsten Stelle der Halbinsel Hela, wo der Weg von einem Strande zum anderen — dem Ausblick nach dem offenen Meere und nach der Danziger Bucht — kaum einen halben Kilometer breit ist, hat die Gesellschaft der Arbeiterkinderfürsorge ein Erholungsheim für Kinder errichtet. Eine bescheidene Villa und zwei große Baracken, die besten im weiten Umkreise sind der Aufenthaltsort der gegen 150 Warschauer, Lodzer, Sosnowicer usw. Arbeiterkinder. Die Lodzer Krankenkasse hält 30 Plätze besetzt und schickt drei Partien Kinder für die Dauer von je 5 Wochen, also 90 Kinder, nach Hallerowo. Täglich zweimal Bad im Meere, täglich fünfmal Essen, ärztliche Aufsicht, ist, was den Kindern hier geboten wird. Es sind die schmalsten Sprößlinge aus unseren Lodzer Vororten. Anderthalb Liter Milch täglich auf einen von ihnen neben der musterhaften Verpflegung schaffen es, daß nach den 5 Wochen eine Gewichtszunahme bis zu 6 Kilo festzustellen ist.

Aber sonst ist Hallerowo für die Kinder eintönig. Neben der Villa des unter Führung sozialistischer Organisationen stehenden Arbeiterkinder-Fürsorgevereins befinden sich nur noch drei Gebäude im Dorf: Eine Privatvilla, ein Bahnhofsgebäude (jawohl!) und die Villa des Generals Haller (nach ihm auch die Benennung des Dorfes), desselben Generals, der den polnisch-bolschewistischen Krieg gewann. Gewann? Nun, ja. Die Hallerleute behaupten dies. Denn General Haller hat während der boschewistischen Offensive auf einem weichen Teppich in einer Warschauer Kirche gelegen

---

ROMAN VON HANS LAND

DIE SINGENDE HAND

I.

Jetzt saß Dr. Bruno Hewald, der vor einem Jahre noch hochgefeierte Tibetforscher, im Untersuchungsgefängnis zu Berlin, in dessen Dahlemer Vorort Hewald seinen einzigen Freund, den in den Anfängen seines Ruhmes stehenden Bildhauer Werner Wartenburg, mit einem Revolverschuß getötet hatte . . .

Hewalds Verteidiger, Dr. Spengler, Schul- und Studiengenosse des Verhafteten, wollte sich dafür einsetzen, daß der sehr vermögende Hewald gegen Stellung einer hohen Kaution außer Haft gelassen würde. Denn es bestehe kein Fluchtverdacht bei Hewald, der, an den Beinen gelähmt, nur im fahrbaren Krankenstuhl fortbewegt werden konnte, in Groß-Berlin grundbesitzend war, und — dies als gewichtigster Grund — seine Tat freimütig eingestanden und erklärt hatte, er wolle für sie büßen. Sein sehr schlechter Gesundheitszustand fordere entschieden die Haftentlassung.

Hewald wies diesen Vorschlag seines Rechtsbeistandes entschlossen zurück.

Er erklärte: „So lange ich denken kann, hab' ich die Haftentlassung Bezichtigter gegen Kautionsstellung gehaßt und verworfen. Denn sie schafft zweierlei Recht. Eins für Reiche, eins für Arme. Wer nichts besitzt, kann keine Kaution stellen und muß deshalb in Haft bleiben. Ich verzichte auf dieses Vorrecht meines Vermögens. Ich will in Haft bleiben. Ich bin leidend und krank — ja. War ich trotz dieses Schwächezustandes kräftig genug, das zu tun, weswegen ich jetzt in Haft bin, so werden meine Kräfte auch dazu ausreichen, die Haft zu ertragen. Da ich vielleicht einer langen Freiheitsstrafe entgegensehe, so ist die Untersuchungshaft für mich die nicht unerwünschte Vorbereitung auf die kommende Strafzeit. Nicht unerwünscht — nein, bei Gott! Denn diese verschlossene Zelle ist mir in diesen Tagen und Nächten stürmischsten Gefühlslebens wie der bergende Hafen im Unwetter."

Der Verteidiger schüttelte den Kopf. „Ohne Optimist zu sein, rechne ich stark mit der Möglichkeit eines Freispruches für Sie, lieber Hewald. Sollten wir das erreichen, so wäre es doch namenlos traurig, wenn die Untersuchungshaft Ihre Lebenskräfte so untergrübe, daß Sie einen Freispruch am Ende Ihrer Kräfte fände und Ihnen nichts mehr nützen könnte."

Hewald schüttelte den Koopf. Starr sah er zu Boden.

Er murmelte: „Hinter dem, was ich erlebt habe, steht der Tod als nicht ganz unwillkommener Freund. Bitten Sie meine Frau und meinen Arzt, von ihren Bemühungen um meine Haftentlassung abzustehen — und tun Sie selbst das gleiche. Ich bin und bleibe in Haft. Sollte es, was ich nicht glaube, zu einem glatten Freispruch für mich kommen, so ist diese meine Untersuchungshaft — ich fühle nun einmal so — die kleinste Genugtuung, die ich dem Getöteten zu geben habe."

Nach Erörterung einiger weiterer Rechtsfragen, die seinen Strafprozeß angingen, entließ Dr. Hewald den Verteidiger mit einem Händedruck. Der Gefangene atmete auf, als die Tür der Zelle sich hinter dem Besuch geschlossen hatte.

Hewald brauchte jetzt die Einsamkeit seiner Zelle, denn in ihr allein fing er nun an, den Weg aus dem Labyrinth seiner verwirrten und verstörten Gedanken heraus in die Klarheit und die Erkenntnis zu finden.

Heute saß er den dritten Tag in dieser Zelle, die für den Leidenden mit besonderem Krankenkomfort ausgestattet war. Sein Liegestuhl diente ihm am Tage. Nachts nahm ihn ein gutes, bequemes Bett auf. Eine elektrische Glocke war zur Hand, die ihm in jedem Augenblick Hilfe herbeirufen konnte. Viele Bücher lagen auf dem Tisch neben ihm. Schreibpapier und Füllfeder waren zur Hand. Die notwendigen Beruhigungs- und Schlafmittel vorrätig.

Die Sonne schien in das vergitterte Fenster hinein.

Der dritte Tag heut — und noch immer war ihm, dem Gefangenen, als erwache er aus einem wüsten Traum.

Er hatte getötet, seinen einzigen Freund niegergeschossen und empfand keine Reue über diese Tat. Nein, keine Reue — nur Erstaunen, Verwunderung — Ueberraschung.

Hatte er — Hewald — das wirklich getan?

Er, der rechtlichste Mensch?

Hatte er das höchste Gesetz, das den Mord verbietet, verletzt und überschritten? Hatte er gemordet?

Er hatte. Es war ihm kein anderer Ausweg geblieben.

Unfaßlich. Nicht zu begreifen.

Mit Ueberlegung hatte er den Mord begangen. Ja.

War also kein Totschläger, der im Affekt zur Untat hingerissen, sie beging. Nein! Ein Schlimmerer war er.

Kein Totschläger nur — er war ein Mörder, der seine Tat vorher genau erwogen hatte.

Darauf, auf diese Untat stand die Todesstrafe.

Gut. Er rechnete mit ihr.

Aber diese andere Rechnung wollte nicht aufgehen.

Diese ließ sich nicht lösen.

Sein Freund Wartenburg hatte an Irmgard, Hewalds Weib, gesündigt — durch einen Treubruch sich schuldig gemacht, und diese Untat hatte Hewald strafen müssen. Durch einen Mord.

Hier lag das Unfaßliche.

Mitten in einem geordneten Staatswesen, das alle Organe besaß und bot, für jedes Vergehen Genugtuung und Sühne zu erlangen — mitten in dieser Welt der verbürgten Rechts- und Unrechtsausgleiche — blieb ihm, in seinem Sonderfalle, keine andere Handhabe, als die des Mordes, um sich Recht zu schaffen?

Würde er morgen vor die gleiche Sachlage gestellt, er wäre gezwungen, wiederum zum Revolver zu greifen. So unzulänglich — so wenig ausreichend waren die Rechtsmittel in dieser bürgerlichen Welt.

Und dann noch eins: Was zwischen ihm, seiner Frau und dem ermordeten Bildhauer Wartenburg sich abgespielt und zugetragen — das war von so abwegiger Art, daß dieser beispiellose Sonderfall von Dritten kaum ganz verstanden, werden konnte. Die seelischen Imponderabilien seines Eigenfalles waren auf irdisch-richterlichen Schalen so ganz und gar unwägbar, daß bei der Lösung des Konfliktes ihm eben nichts, nichts in der Welt übrig blieb als die verbrecherische Selbsthilfe durch das Mittel der Schußwaffe — eben der gemeine Meuchelmord.

Und gerade dieser Mord, diese einzige Handhabe, dieses eine und letzte Lösemittel, warf jetzt den ganzen verwirrten und verwirrenden Seelenkonflikt, der so haarfein sich gesponnen, und so geheim und schamvoll diskret war, mit einem scharfen Knall mitten hinein in die Oeffentlichkeit — wurde zu einem Sensationsprozeß, der heute schon, lange vor der Verhandlung, die Tagespresse mit großen Artikeln aus den Federn der Psychologen und Psychiater füllte.

Hier lag die Tragik des Falles.

Hierüber konnte Hewald nicht hinweg.

Hier waren Ansätze zur Reue für ihn.

Durfte er den Feind — den Freund — mit der Kugel niederstrecken, wenn er dadurch alle Hüllen fortriß von dem dunklen Geheimnis, das in seinem Hause wohnte?

Durfte er den Schuß aus seiner Waffe wagen, wenn er damit das Geheimste in Irmgards Liebesleben auf die Gasse
damit das Geheimste in Irmgards Liebesleb enauf die Gasse
trug? die Schleier hob von dem ehebrecherischen Lager, das er selbst ihr bereitet?

(Fortsetzung folgt.)

und hat — mit Unterbrechungen für seine Mahlzeiten — inbrünstig Gebete zur Heiligen Jungfrau gesandt, damit er und Polen den Krieg gewinne. Und das Wunder an der Weichsel passierte ja bekanntlich. Böse Menschen behaupten allerdings, daß es anders gekommen wäre, wenn alle Offiziere dem Hallerschen Beispiel gefolgt wären oder gar auch noch ein Teil der Mannschaften.

Also nur die drei Gebäude sind die Zierde des Dorfes. Zu wenig, um den Arbeiterkindern auch Eindrücke fürs Leben mitzugeben. Sie müssen, wenn sie schon am Meere sind, Fischer sehen, das Fischerhandwerk betrachten, zuschauen, wie Flundern und Aale geröstet werden, Schiffe sehen, Dampfer bewundern, auf den Steg hinausgehen. In Hallerowo aber sind sie weltabgeschieden. Haben allerdings Gewichtszunahme, haben dasselbe Bad wie dort, haben aber nicht die Möglichkeit, sich ein Bild zu machen über den Betrieb am Meere, über das Alltagsleben an der Ostsee, welches doch so sehr interessant ist, selbst für den Erwachsenen, der aus dem rußigen Lodz kommt, um die Wunder des Meeres, Schiffer, Dampfer, den Sonnenauf- und Sonnenuntergang auf dem Meere zu schauen.

Wir knüpfen in Hela Verhandlungen an. Und hoffen, daß die Proletarierkinder von Lodz im nächsten Jahre nicht nur eine Gewichtszunahme nach Hause mitbringen werden, sondern viel, sehr viel Eindrücke. Sie werden von den Meereswundern erzählen und werden die Sehnsucht unter unser Volk tragen, all das Schöne zu schauen, das ihm bis dahin verborgen war.

Durch die ungerechte Verteilung der irdischen Güter. Durch unser ungerechtes Wirtschaftssystem.

L. K.

Vereine • Veranstaltungen.

Vom St. Matthäigartenfest (Eingesandt). Am Freitag, den 29. Juli, fand in meiner Privatwohnung die Schlußsitzung des Komitees des Gartenfestes zugunsten des Baufonds der St. Matthäikirche statt. In dieser Schlußsitzung wurde das finanzielle Resultat des Gartenfestes bekannt gegeben. Der Reinertrag vom Feste beträgt 11 330,07 Zl. Wie sind wir doch alle so froh, daß auch in diesem an gewaltigen Niederschlägen so überreichen Jahre das Fest nicht nur gelungen ist, sondern was seinen Reingewinn betrifft, zu den erfolgreichsten Veranstaltungen zugunsten des St. Matthäibaufonds überhaupt gehört. Tief bewegt möchte ich nun hier all den Vereinen, Organisationen, Verbänden und Einzelpersonen aufs herzlichste danken, die auch in diesem Jahre so tatenfroh, willig und interessenlos die viele Mühe und Arbeit auf sich nahmen, um das Fest zu organisieren. Es war in diesem Jahre direkt auffallend, mit welcher Treue, Eifer und Hingebung gearbeitet wurde, wie sich jeder der guten Sache zur Verfügung stellte. Innigst möchte ich auch dem hochgeehrten Festkomitee mit seinem tatkräftigen und energievollen Präses, Herrn Fr. Stelzig an der Spitze, danken. Auch der hiesigen deutschen Presse sei für ihr überaus freundliches und verständnisvolles Entgegenkommen aufs verbindlichste gedankt. Nicht in letzter Linie möchte ich aber auch den vielen Freunden der St. Matthäikirche, welche die Güte hatten, für die Pfandlotterie Spenden an Gegenständen und in bar zur Verfügung zu stellen, wie auch den vielen Tausenden zu danken, welche die Freundlichkeit hatten, am Feste selbst zu erscheinen. Nicht vergessen hierbei sei auch der schweren Arbeit unserer tapferen Sammlerinnen, die auch in diesem Jahre, trotz mancher Schwierigkeiten, durch ihre unermüdliche oft wenig dankbare Arbeit zum Haupterfolge des Festes wesentlich beigetragen haben. Allen, allen, die geholfen, rufe ich ein inniges „Vergelte es Gott" zu.

P. J. Dietrich.

Posaunenkonzert (Eingesandt). Der ev.-luth. Posaunenchor des Jünglingsvereins an der St. Johannisgemeinde und der Posaunistenverein aus Ruda-Pabianicka veranstalten gemeinsam am Sonntag, den 21. August, bei ungünstigem Wetter am 28. August ein großes Posaunenkonzert im „Sielanka"-Park an der Pabianicer-Chaussee 59. Beide Chöre gehören zu den größten Kirchenorchestern in unserem Lande und erfreuen sich großer Beliebtheit. Beide Chöre üben bereits eifrig, um an dem Festtage ihr Bestes zu geben.

Gaufest der vereinigten Posaunenchöre (Eingesandt). Das erste große Gaufest der vereinigten Posaunenchöre Lodz-Nord findet am Sonntag, den 28. August, bei ungünstigem Wetter am darauffolgenden Sonntag, den 4. September, in Languwek bei Herrn Ernst Lange statt. Durch das Los sind die Posaunenchöre Baluty und Sikawa verpflichtet, dieses Fest zu veranstalten. Es ist dies zum erstenmal, daß im Norden unser Stadt ein solch großes Posaunenfest veranstaltet wird. An dem Feste selbst werden 15 Posaunenchöre teilnehmen. Trotzdem uns noch eine geraume Zeit von dem ersten großen Gaufeste trennt, machen wir schon heute darauf aufmerksam.

Der Turnverein „Dombrowa", Tuszynskastraße 17, entfaltet unter seiner gegenwärtigen Verwaltung mit dem Präses Herrn Adam Michel und den beiden Vorständen, den Herren Johann Kaniera und Oswald Siebert an der Spitze, eine sehr rege Tätigkeit. Die Turnhalle ist im vorigen Jahre durch einen Anbau bedeutend vergrößert worden. Der an der Turnhalle anschließende umfangreiche und gutgepflegte Vereinsgarten ist mit entsprechender Sitzgelegenheit reich ausgestattet und mit elektrischer Lichtanlage versehen worden, so daß in ihm auch in den Abendstunden bei günstigem Wetter der Aufenthalt ein recht angenehmer ist. Das Innere der Turnhalle und der an dieser anschließenden geräumigen Veranda ist schön aufgefrischt worden. Die Zahl der aktiven sowohl wie der passiven Mitglieder ist in stetem Zunehmen. Die Vereinsabende sowie die an jedem Freitag abend unter der Leitung der beiden Turnwarte, der Herren Gustav Haubert und Roman Zerbe, stattfindenden Turnübungen sind stets rege besucht. Bei dem Verein ist seit kurzem eine neue Musterriege ins Leben gerufen worden, die bereits Vorzügliches leistet. Am Sonntag, den 7. August d. J., wird der Verein in der eigenen Turnhalle und seinem Vereinsgarten sein 29. Stiftungsfest im großen Stile feierlich begehen. Der rührige Festausschuß ist eifrig bemüht, das Fest zu einem recht gelungenen zu gestalten und hat für dasselbe große Vorbereitungen getroffen. Auf dem Feste werden diejenigen Mitglieder, die dem Verein bereits 25 Jahre angehören, durch die Verleihung besonderer Ehrenabzeichen ausgezeichnet werden. Da die Turnhalle mit der Veranda genügend Raum für eine zahlreiche Festteilnehmerschaft bietet, so wird das Fest bei jeder Witterung veranstaltet werden.

Filmschau.

„Casino". Zwei Filme 18 Akte — viel Posaune, wenig Musik. Als erstes die „Sphinx". Frauen, die nicht wissen, was sie wollen, sind in der latschigen Sprache der Kinoreklame nicht einfältig, oder zweifältig: sie sind Sphinxe. Schöne Spiele, Dekoration, Kunststücke, alles zusammen der Abklatsch eines wertlosen Zirkusromans. Als zweiter Film „Die Königin" von Folies Bergere ist Paris, aber nicht wie es lebt, sondern wie es der kitzlige Backfisch oder der Tugendbold aus Buxtehude stets geschildert erhält. — Ein lustiger Sündenpfuhl. — Mady Christians hat ein hübsches Gesicht und hübsche Beine. Sie kokettiert allerliebst. Die Moral des Films ist alt, aber wahr, nämlich: König und Dirne halten treu zusammen. Das Kino hat ein großes Publikum. Es könnte viel Ersprießliches leisten, wenn man sich bemühen wollte, das Publikum nach aufwärts zu führen.

F.

2.

Mit seinem Schuß hatte Hewald das Alarmsignal gegeben, das die Welt zum Zeugen machte dessen, was so tief geheim gewesen, und auch hätte bleiben müssen.

Nicht um seinetwillen — nein — nein — er scheute diese Bußgänge nicht. Zitterte nicht davor, auf öffentlichen Wegen sein Kreuz zu schleppen.

Aber sie, die Frau — Irmgard?

Ihr riß er die Hüllen vom Leibe mit seiner Tat. Sie überlieferte er der Skandalsucht der Menschen in einem Strafprozeß, der schon heute — Wochen vor seinem Beginn — Wolken des Geschwätzes und Getratsches aufwirbelte . . .

Das alles hatte Hewald vor seiner Tat nicht bedacht. Heute — vier Tage nach ihr — fiel es ihm mit Zentnerlast aufs Herz . . . Was er getan, das war wohl wirklich ganz gut dazu geeignet, von romantischen Seelen als heldenhaft bewundert zu werden.

Als ruhmvoller Forscher war er von seiner Entdeckungsreise am Salveen mit erschütterter Gesundheit, ein Einunddreißigjähriger, heimgekehrt. Hatte in Berlin die Liebe einer Neunzehnjährigen gefunden. Hatte diese Liebe mit dem Hinweis auf seine körperliche Gebrechlichkeit zurückgewiesen.

Die junge, schöne, reiche Gräfin heiratete ihn doch, mit der Parole: Bist du krank, so werde ich dich pflegen.

Hewalds Diagnose hatte sich erfüllt.

Ein Jahr nach seinem Eheschlusse lag er schon mit gelähmten Beinen im Krankenstuhl. Das junge Weib und der schöne Bildhauer fanden einander in heißem Lebensdrange — sein Weib und sein nächster Freund.

Hewald tat den großen, schweren Verzicht und billigte diesen tief geheimen Liebesbund — er — der Entsagende.

Der flatterhafte Künstler ernüchterte sich rasch und brach der Frau die Treue. Knüpfte ein neues Liebesband, wandte sich von Irmgard treulos ab, in dem Moment, da er erfuhr, sie trage ein Kind von ihm.

Diesen Treubruch rächte Hewald durch den Schuß in Wartenburgs Herz.

Ja — ja, groß stand er da vor allen romantischen Seelen in der Welt. Ein Held — nichts weniger — ein hochgemuter, in seinen Leiden gütiger, sympathischer Held.

Aber Irmgard — stand sie etwa im gleichen Glanz wie er? Wie er, der großherzig verzichtende, opferfreudige Mann? Ach nein. Nichts weniger. In keinem Falle.

An Irmgard blieb etwas hängen in den Augen der großen Mehrzahl der Sittlichkeitsphilister, die das Land, die die Welt bevölkerten.

Auch das hatte Hewald nicht bedacht und jetzt fiel ihn diese Erkenntnis an wie ein bissiges Tier und zerfleischte ihm das Herz.

Was wurde nun, wenn Irmgard, die schließlich das Opfer all dieser Dinge ward, was wurde jetzt, wenn sie das Schicksal, daß er ihr bereitet, das ihr die schwerste Bürde auflud — wenn sie sie zu schwer fand und aus dem Leben ging? Was wurde dann?

Jetzt begann Hewald unsicher zu werden. Jetzt wankte und schwankte er. Nun sagte er nicht mehr ja, wenn er sich fragte, ob er, vor die gleiche Sachlage gestellt, noch einmal auf die gleiche Art die Sache entscheiden und abschließen würde . . .

Jetzt wankte ihm der Boden unter den Füßen, und die Pein hob an, die ihn zweifeln machte, ob er nicht doch ganz falsch gehandelt habe.

Mochten die Richter das entscheiden. Hewald sah ihrem Spruch gefaßt entgegen.

Aber hoch über alledem und tief unter all diesen Dingen fraß der Gedanke an ihm: er hatte getötet. Hatte einen Menschen umgebracht. Hatte einen gesunden, schönen, glücklichen Menschen von den Gestaden des Lebens gescheucht — hinab — in das Schattenreich . . .

Er hatte das getan.

War das zu sühnen?

Er wußte es nicht.

Jetzt kam der Punkt, an dem ihm seine Gedanken zur unerträglichen Pein wurden. Namenlose Gewissensqual packte ihn. Fluch war sein Gedanke.

Ein Buch, das aufgeschlagen zu seiner Rechten lag, riß er an die Augen. Ein Nietzsche-Band war's. Da stieß sein Blick auf diese entsetzlichen Worte:

„Wer seinen Gegner töten will, mag erwägen, ob er ihn nicht gerade dadurch bei sich verewigt."

Als läge er auf der Marterbank, so stöhnte er auf, vor Schmerzen toll . . .

In der folgenden Nacht, in der er schlaflos blieb, richtete Hewald diese Zeilen an seine Frau:

„Irmgard, ich bin in großer Seelennot. Ich war so sicher — die ersten Tage nach meiner Tat. Jetzt bin ich ganz haltlos geworden. Ich muß Dir schreiben, wie es in mir aussieht. Muß Dir das schreiben — ganz ohne Rücksicht darauf, daß der Untersuchungsrichter diese Zeilen lesen wird.

Ich verberge ja nichts vor ihm. Im Gegenteil. Am liebsten schnitte ich mein Herz mitten durch und legte es ihm vor die Augen. Nichts haben wir zu verschweigen. Denn wir sind bereit, für das zu dulden, was wir verübt haben.

Dieses quält mich so: Ich habe Wartenburg erschossen, um Dir Genugtuung zu schaffen.

Der Ausdruck — ich fühle es, trifft nicht, schießt vorbei, zerrt die Sache herab in die Studenten- und Paukspähre. Nein — nicht die Genugtuung! Mein Gott — wie sag' ich es richtig? Es war doch so: Wartenburg bereitete Dir Leiden. Das konnte ich nicht ertragen, nicht zulassen. Ich räumte ihn aus dem Wege. So war es. Er starb. Verschwand. War aus der Welt geschafft.

Was aber nun?

Die gerichtliche Sühne, die Aufrollung unseres Falles vor Augen und Ohren der Welt.

Dabei wirst Du, Irmgard- nackt ausgezogen.

Ist diese Qual nicht tausendmal härter und bitterer, als die, die Wartenburg Dir bereitete?

Hab' ich diese Folgen nicht erkannt, nicht bedacht, nicht ermessen, nicht abgeschätzt, als ich die Waffe lud?

Es scheint fast so. Meinem lebendigen Gefühle folgend, meine Tat wie eine Reflexbewegung notgedrungen, unausweichlich ausführend, ging so fehl . . .

Irmgard, in dieser Nacht, so schwarz sie ist, fallen Hüllen von meinen Augen, und ich sehe — in große und neue Erkenntnisse. Ich sehe dieses: ich bin ganz fehlgegangen. Durfte nicht töten. Nicht um des Getöteten willen, nicht um Deinetwillen. Ihm tat ich Unsühnbares. Dich vernichtete ich mit den nun kommenden Folgen.

Ich habe das Mittel gefunden, sie zu vermeiden.

Jetzt wirst Du nicht gezwungen werden, vor den Schranken des Schwurgerichtes, das mich erwartet, Dir die Hüllen vom Leibe reißen zu lassen. Ich habe das Mittel. Es rettet Dich und gibt mir die Macht, mich selbst zu richten. Streng und nachsichtslos. Ich brauche keine Gnade. Will keine. Schlafe ruhig, mein Weib. Bringe Dein Kind zur Welt. Ich erlöse Dich.

Bruno."

II.

Irmgard Hewald, die heute im einundzwanzigsten Lebensjahre stand, hatte die Nachricht von der Mordtat ihres Mannes durch Wartenburgs Werkstattverwalter telephonisch erfahren.

Zu dieser frühen Morgenstunde war sie aus dem Bett an den Fernsprecher geholt worden und nahm dort die Kunde entgegen, die ihr roh und brutal zu Ohren kam.

Wartenburg tot. Von Brunos Hand gefallen.

(Fortsetzung folgt.)

Für freie Stunden

Das Ende des Boris Asinoff.

Novelle von Carl Decker.

Boris Asinoff schlüpfte in den dunklen Hauseingang der Seitenstraße. Hier war es still, hier war er unbemerkt. Einen Augenblick lang lauschte er noch dem dumpfen Dröhnen und Tosen der Straße, das gleichsam an der halb offengebliebenen Holztüre vorüberrauschte, dann begann er sich des dünnen, gelblichen Mantels zu entledigen

Ein Geräusch störte ihn auf. Erschrocken stand er, hielt fröstelnd den Mantel, und sah auf das Kind nieder, das mit großem, neugierigen Augen an ihm vorüberstrich. Nun warf er den Mantel zu Boden und riß sich hastig das graue, immer noch gut sitzende Gabardinejackett herunter Frierend rieb er sich die erstarrten Hände, ehe er, den Mantel über das schmutzige Hemd ziehend, mit hochgeschlagenem Kragen das Jackett sorgsam über den Arm gelegt, den Hausflur wieder verließ.

Boris Asinoff eilte straßauf—straßab. Doch wie er auch suchte, er fand den Trödlerladen nicht mehr. Das Straßengewirr des unbekannten Stadtteils ängstigte ihn. und verzweifelt wandte er sich zuletzt an einen der besser bekleideten Passanten, und bat ihn in französischer Sprache um Orientierung.

„Sprechen Sie deutsch! Sie sind in Deutschland!“ sagte der Befragte arrogant. Bedrückt und müde schlich Boris die Straße entlang, in der schon die ersten Lampen aufflammten.

„Es wird Nacht, bald werden die Läden geschlossen sein!“ dachte er voller Angst. Er blieb stehen. Dort standen behäbige Menschen in warmen Mänteln, — satt — sie rauchten. — Der Russe ballte die Faust. — Satt — — sie rauchten — — —

Er strich über den Rock, riß sich zusammen, trat scheu vor einen der Müßiggänger, der wartend am Trottoirrand stand.

„Monsieur, — j'ai faim!“ sagte er leise und demütig.

„Was?“ Der andere lachte und sah spöttisch auf den dargereichten Rock. „Kein Interesse!“ sagte er dann abweisend.

Ein paar Menschen waren stehen geblieben. Stumm, mit bittender Gebärde bot Boris das Kleidungsstück. Kopfschüttelnd gingen sie. Der Russe senkte den Kopf. „J'ai faim!“ murmelte er.

Eine Hand zupfte ihn am Arm. Er sah auf und blickte erstaunt in das zerknitterte, gierige Gesicht eines kleinen, bärtigen Juden.

„Was kost's?“ Der Galizier fühlte mit seinen schmutzigen Händen den Stoff der Jacke.

„J'ai faim!“ sagte Boris tonlos. Er hatte die Frage nicht verstanden.

Nun riß der Jude das Kleidungsstück an sich, suchte eilig in seiner Tasche, gab einen Geldschein in Boris' Hand, und verschwand im Strom der Vorübereilenden. Empfindungslos blickte der Russe auf die Banknote nieder, wie im Traum wandte er sich zum Gehen. Selbst das Frieren fühlte er nicht mehr. —

Vor der gleißend hellen Auslage eines Ladengeschäftes blieb er stehen. Das Licht der elektrischen Birnen schmerzte ihn. Er schloß die Augen

Um ihn her und neben ihm pulste das Treiben der Großstadt. Die Klingelzeichen der Tramway schrillten, Automobile hupten. Tausend Menschen lachten und plauderten, und eilten der Freude des Abends entgegen.

Boris Asinoff richtete sich auf. Sein Blick war starr auf die glänzenden Dinge der Auslage gerichtet. Es waren Dolche, Gewehre und schwarze polierte Pistolen. Ein Waffengeschäft!

— — — ein Druck — — ein Knall — — ein kleines Loch Ein Tropfen Blut — — dies Zucken noch, und alles, alles ist vorbei. —

Der Gedanke quälte ihn. Die kleinen schwärzlichen Mündungen der Waffen lockten. — Ich werde sterben! — dachte Boris plötzlich ruhig und wandte sich ab. — Die Banknote fiel ihm ein. Er griff in die Tasche, sie war beschmutzt und zerknittert.

— Ich werde sterben! — sagte er noch einmal laut und fest! —

Der Anblick der runden Messingschilder eines Coiffeurgeschäftes weckte ihn aus seinem Sinnen. Mit leichtem Lächeln zog er den Mantelaufschlag fester um den schmutzigen Kragen. Dann trat er ein. — Das erstaunte Aufsehen des Personals ignorierte er. Da er die Fragen des eifrigen Friseurs nicht verstand, nickte er nur. Dann schloß er die Augen und fühlte wohlig die nach Essenzen riechenden Hände des Mannes in seinem Gesicht, fühlte den Kamm die Haare glättend. —

Und als er nach einer Viertelstunde sein verändertes Bild im Spiegel sah, erschrak er leicht. Einen Augenblick lang tauchte die russische Uniform des Fähnrichs Boris Asinoff vor ihm auf, — die Mütze mit der hohen Kokarde. — Da zahlte er rasch und ging. —

Wie ein Taumel erfaßte ihn jetzt das Leben der Straße. Betäubt lehnte er sich an die Wand des Hauses. Minutenlang. Dann überkam ihn eine seltsame, fliegende Hast. Seine Hände begannen zu zittern, mit eiligen Schritten überquerte er den Fahrdamm.

Da sah er Zigaretten. — Zigaretten! Er eilte in den Laden. Weiße, schlanke Zigaretten. Tausende, Millionen! Und da auch solche, wie er sie kannte. Mit dem bräunlichen Reispapier, mit langem, hohlem Pappmundstück. Sein Geld, ein Silberstück, klirrte auf dem Glas des Tisches. — — —

Boris Asinoffs Augen leuchteten, als er dann den langen Weg zurückschritt. Sorgsam in der Hand trug er in weißes Papier eingeschlagen, zwei tiefrote, langstielige Rosen. In der Tasche steckte die schmale Schachtel mit Zigaretten, und eine kleine bauchige Flasche Likör. — Er schritt schnell und elastisch. Er dachte nicht daran, daß er sein letztes, letztes Geld fortgegeben hatte. —

An der Hausecke einer Straßenkreuzung lehnte eine Frau Boris Asinoff blieb stehen, der Platz war düster, eine Gaslaterne flackerte. Der Russe trat näher. Eine unbestimmte Sehnsucht zog ihn zu dieser einsamen Frau Ein quälender Wunsch. Nun stand er vor ihr. Er grüßte nicht. Zärtlich umspannte sein Blick ihre Erscheinung, das Gesicht, das der Schatten des Hutes kaum erkennen ließ. Nur die Augen leuchteten. Große, weiche Tieraugen.

Boris hatte die Hand der Fremden ergriffen.

„Komm, meine Taube, komme zu mir!“ sagte er bittend. Er wußte nicht, daß er ru[illegible] sprach. Sie wandte den Kopf, doch nach kurzem Zögern [illegible] sie an der Seite des Mannes. Beglückt fühlte dieser die Wärme der Frauenhand, die in der seinen lag. Sie stiegen die schmale, knarrende Treppe hinauf. Mit einem jungenhaften Jubelruf stieß Boris Asinoff die Türe zu seiner armseligen Kammer auf.

Die Fremde hatte sich, wortlos wie sie gekommen war, auf das längst nicht mehr saubere Bett gesetzt. Ihr Gesicht, noch immer von dem breitrandigen schwarzen Hut, fast verdeckt, blieb unbewegt. Doch mit seltsamer Aufmerksamkeit verfolgte ihr Blick die Bewegungen des Russen, der, bei dem flackernden Kerzenlicht, behende die Likörflasche öffnete, die Rosen in ein halb zerbrochenes Glas stellte, und die Zigaretten zurechtlegte.

Aber plötzlich blieb er stehen. Ein Schauer ging über seinen Körper. Sein Gesicht war mit einem Male blaß und hilflos.

„Ich werde sterben!“ sagte er laut und tonlos. Seine Stimme klang wie zerbrochen. Er ließ sich auf den einzigen Stuhl seiner Kammer fallen. Nach einer Weile hob er den Kopf. Mit bebenden Händen goß er das schmierige Wasserglas voll Likör. Aber er trank nicht. Er griff nach den langen, bräunlichen Zigaretten. Aber er rauchte nicht. Schwäche war über ihn gekommen, und mühsam stand er auf.

Ruhig saß die Frau. Ihr Rock hatte sich ein wenig verschoben und zeigte das Knie, das ein rosaseidener Strumpf überspannte.

Mit einem Stöhnen sank der Mann auf den Boden nieder. Seine Arme umklammerten flehend die Schenkel der Frau, seine heißen, zitternden Hände suchten das Fleisch. — das warme lebende Fleisch.

Es war still im Zimmer. Oben im Dachgebälk heulte der Wind sein Lied. Die Kerze flackerte. Des Russen Kopf wühlte sich in den Schoß der Fremden.

— — — Rußlands weite Steppen . . . Annuschka . . . Mütterchen . . . Not und Mord . . . es waren hastende Bilder.

Und heiße Tränen fielen. Ein wehes Schluchzen ließ die Schultern zucken. Da gellte ihr Lachen auf. Ein höhnisches, gemeines, Lachen, das die Stille, die Wehmut zeriß. —

— „Was zahlst du, besoffenes Schweinchen? —“

— — — sie trommeln — — sie trommeln — — nun geht es zum Kampf — — den Säbel heraus und geschrien — — Schreien — — nur immer Schreien — — warum trommeln sie so? — — und das Blut spritzt, klebrig hängts an den Händen — — Schreien — — die Augen quellen hervor — — werden irr und groß — — brechen — — sie trommeln — — sie trommeln immer noch — — oder ist es das eigene Blut in den Ohren — —?

Als die Türe aufgebrochen war, kauerte Boris Asinoff still am Boden und küßte die roten, langstieligen Rosen. Und als sie ihm sagten, er habe die Fremde getötet, da lächelte er geheimnisvoll — — und weinte, als sie ihm die roten, blutroten Rosen nahmen. —

Ein schöner Fall

◆ ◇ ◆ Von Noora.

Die Luigia war eine Hopfenstange, ohne Anmut oder Eigenart, wie mit der Axt gezimmert; vorn wie hinten war sie eben und die Boshaften im Ort gaben ihr den Spitznamen „Die beiden Geraden“. Das taten natürlich die mißgünstigsten Männer, denn die Frauen hatten nichts von ihr zu befürchten und ließen ihr gerne alle Gerechtigkeit widerfahren hinsichtlich der Qualitäten, die sie für Haus und Küche besaß; ja, sie nahmen sie sogar gemeinsam in Schutz, wenn die Späße das Maß überschritten. „Uebrigens,“ meinten sie, „ist sie gar nicht so häßlich wie sie glauben machen will; sie hat wundervolles Haar.“

Ein Schmetterling verfing sich aber darin nicht. Wie oft mochte sie wohl im Chore der Gefährtinnen mitgesungen haben: „Es ist kein Sabbat ohne Sonne, kein Weib ist ohne Liebe“ — aus persönlicher Erfahrung konnte sie das nicht bestätigen. Die jungen Männer hatten kein Auge für sie, erwarteten sie nicht vor der Kirche und zu ihren Fenstern drang keine schmachtende Musik herauf. Die Luigia stand außerhalb ihres Geschlechts; sie war so etwas wie ein neutrales Wesen, um welches die Woge des Begehrens nicht brandete. Kaum, daß ab und zu ein reifer Mann, ein Familienvater, in mitleidigem Wohlwollen zu prophezeien wagte: „Wer die Luigia heiratet, wird sehr glücklich werden!“ Aber diese indirekte Ermutigung führte dem jungen Mädchen auch nicht den Schatten eines Freiers zu. So war sie fast an die Vierzig herangekommen. Vielleicht aber täuschten sich Uebel- wie Wohlgesinnte über den wahren Seelenzustand dieses mageren traurig dreinblickenden Geschöpfs, indem sie nach ihrem Gutdünken behaupteten, sie müsse sich — und nur deshalb — unglücklich fühlen, weil sie keinen Mann habe. Aber die Luigia hatte eine einzige, verborgene, zurückgedämmte und mächtige Leidenschaft: die Kinder. Eine Leidenschaft, die mit der Ehe eng verbunden ist, aber auch unabhängig davon ihre eigene Lebenskraft hat, was nicht jedermann weiß.

Schon wenn sie als halbwüchsiges Mädchen sich auf der Straße versäumte und ihre Mutter schalt: „Luigia, Luigia, schnell! Warum kommst du nicht?“ — in 90 von 100 Fällen stand sie dann wie verzückt bei einer Gruppe Kinder, bewunderte bei diesem das Kraushaar, bei dem die Augen, bei allen aber den von ihnen ausgehenden, völlig naiven Reiz. Sie beobachten, streicheln, ihr ungeschicktes Stammeln hören, ihren Spielen zusehen, ihre kleinen Bosheiten durchschauen — das war für Luigia ein unvergleichliches Vergnügen. Welcher Kristallglanz zitterte in diesen Pupillen, die so wißbegierig und aufrichtig waren, welche unberührte Frische entströmte ihrem Mündchen, welche kaum die kleinen weißen, Milchtropfen ähnelnden Zähnchen zeigten. Diese Bäckchen glichen Rosenblättern. die niedlichen, sich samten anfühlenden Körper dufteten wie Moos und Vogelflaum; all diese Grazie diese lachenden Lärvchen, und sogar die Tränen und Verzweiflungsschreie jener kleinen Miniaturwelt bildeten für sie eine unerschöpfliche Quelle des Interesses und der Wonne. Wenn sie gekonnt hätte — einen ganzen Arm voll hätte sie in ihrer Schürze mitgenommen und zu ihrer Freude, zum Troste ihrer Einsamkeit nach Hause getragen, denn sie war vater, und mutterlos, hatte niemand mehr.

Wie sie 40 Jahre zählte oder darüber, verbreitete sich im Ort die überraschende Nachricht, daß Luigia heiraten würde. So ungläubig anfangs viele waren, mußten sie sich doch von der Tatsache überzeugen, als der Herr Pfarrer von der Kanzel verkündete, daß Luigia Peregalli mit Battista Fenile in den Ehestand treten würde. Gemach! Die Luigia konnte sich noch jung und schön nennen im Vergleich mit der zaundürren Gestalt Battistinas, der um ein Drittel kleiner als sie und ausgedörrt war wie ein vertrockneter Weinstock. Wer hätte sich je ein so ganz zusammenpassendes Paar vorstellen können! „Uebrigens,“ sagten die Boshaften, diesmal auch die Frauen, „sie verzehrt sich nicht vor Leidenschaft nach ihm.“

Wie die Heirat zustande gekommen war, das wußten nur zwei. Battista war einmal mit der brennenden Pfeife in der Rocktasche eingeschlafen; Luigia, seine Nachbarin, hatte sich liebenswürdig erboten, die Tasche, die halb versengt war, auszubessern, — und da blitzte in Battistin der Gedanke an eine Ehe auf. Welch einsames Leben führten sie alle beide! War es nicht besser, sich zu wechselseitiger Hilfe zusammenzutun? Auf diesen Vorschlag ging das alte Mädchen nicht gleich ein; ihre Zeit sei vorüber und wenn sie jemals in eine Heirat gewilligt hätte, dann wäre es um der Kinder willen gewesen, die nun nicht mehr zu erwarten waren. Darauf führte Battistino zur Bekehrung der Widerspenstigen manche Gründe ins Treffen: daß mit Gottes Hilfe alles möglich und man niemals an der Vorsehung zweifeln soll. Er fügte noch hinzu: wenn nach Verlauf eines Jahres Gott ihre Verbindung nicht gesegnet hätte, dann würde er sich verpflichten, ein Findelkind zu adoptieren. Das Gewicht dieses Grundes ließ die Wagschale nach der Seite der Ehe niedersinken, die nach ein paar Monaten mit großer Feierlichkeit und zur vollen Zufriedenheit der Kontrahenten perfekt wurde. Nicht ein Jahr, wohl aber vier oder fünf wartete das Paar vergeblich auf den Segen des Herrn, bis an einem Sommerabend, während sie beide, auf der Türschwelle sitzend, der Kühle erfreuten, die Luigia ihren Mann an sein Versprechen — die Adoption eines Findlings — mahnte. Battistina ließ sich zuerst ein wenig bitten, gab dann aber nach, da er sich für sein Alter einen Gehilfen heranzubilden hoffte.

Das Glück der Luigia, als sie ein Knäblein in den Händen hielt, das ihr — sowohl für die 12 Stunden des Tages, als auch für die der Nacht — ganz gehörte, war grenzenlos. Sie verjüngte sich wie durch ein Wunder, sprang mehr als daß sie schlief und wurde so redselig, daß die Frauen der Nachbarschaft schließlich einen abwehrenden Standpunkt einnahmen, um nicht das unaufhörlich von ihren Lippen fließende Lob des Kleinen anhören zu müssen. Schon nannte sie ihn nicht mehr anders als „mein Sohn“. Es schien, als ob diese zwei Worte, die seit so vielen Jahren auf dem Grunde ihres Wesens schlummerten, nun, nach verspäteter Saat, zu sprossen begönnen und die verlorene Zeit nachholen wollten durch eine jähe Entwicklung der Triebe und Knospen, durch bewundernde Eigenschaftswörter, durch überschwängliche Zärtlichkeit. Alles, was innige Liebe an ängstlicher Besorgtheit, an Entsagung, Hingabe, an Opfern aufbringt, das alles schenkte diese Pseudomutter der Frucht ihres so lange gehegten Wunsches. Sie hatte die Genugtuung, ihn wie ein Wunder aus der Glut eines Feuerbeckens zu retten, in das er gefallen war und ihn mit unsäglicher Mühe durch einen bösen Scharlach hindurchzubringen, wo ihn die Aerzte aufgegeben hatten.

„Wie geht es Ihrem Buben?“ fragte sie eines Tages ein umherziehender Hausierer, der ihn vor einem Jahr gesehen hatte. „Er ist Ihnen wie aus den Augen geschnitten.“

Bei diesen Worten wurde Luigia purpurrot und ihr Herz hüpfte vor Freude. Der Gedanke, daß er ihr wirklich ähnlich sei, begann sich ihrer zu bemächtigen und versetzte sie in eine heftige, ihr wohltuende Erregung. Wie der Kleine einmal graziös seine Aermchen um ihren Hals legte und sie „Mama“ nannte, preßt sie ihn mit Inbrunst an sich, vergrub ihren Kopf in sein Haar und flüsterte: „Mein Fleisch und Blut!“

Von jetzt ab suchte sie Verkehr mit Matronen, wo man von Schwangerschaften, Entbindungen, von Säuglingen und noch Ungeborenen sprach, von der Ernährung der Wöchnerinnen, von dem Brei, den man den entwöhnten Kleinen zuerst zu geben pflegt und ihre Leidenschaftlichkeit, das Eindringliche ihrer Worte, trug über die andern den Sieg davon. Oft begann sie so: „Ich habe zwar nur einen Sohn, aber . . .“

Und alle im Ort wiederholten: „Der Sohn der Luigia.“ Die Jungen, die erst vor kurzem Zugezogenen, die Zerstreuten, sie zweifelten nicht im mindesten, daß er wirklich ihr Sohn wäre. Die Angelegenheit interessierte die Oeffentlichkeit auch nur mittelmäßig.

Mit sechs Jahren wurde der Knabe zur Schule geschickt, wo er nicht immer die besten Noten bekam; sein Zensurbuch füllte sich sogar öfters mit Worten des Tadels. Die Luigia geriet ernstlich in Verzweiflung, sie schrie, daß es Tunichtgute niemals in ihrer Familie gegeben hätte. Eine Signora, die in dem Jahre das Dorf als Villeggiatur erwählt hatte, beruhigte sie und sagte, daß gutes Blut nicht lügt, darum solle sie unbesorgt sein, Geduld und Zeit täten schon das Nötige und es würde gewiß nicht fehlen, daß der Schlingel an Bravheit und Rechtschaffenheit seiner Mutter nachschlüge. Dieses Argument bestärkte die Luigia immer mehr in dem Glauben, daß sie den Knaben selbst geboren habe; und da ein fester Glaube zu genügen scheint, um die Menschen zur Gefolgschaft zu veranlassen, so geschah es, daß niemand ihr widersprach, wenn sie die Aehnlichkeit ihres Sohnes mit sich oder mit dem schon seit manchem Jahr zu einem besseren Leben eingegangenen Battistin hervorhob.

Viele Legenden beruhen auf keinem solideren Grunde. Inzwischen war der Knabe ein Jüngling geworden, hatte bei dem Schreiner in der nahen Stadt gelernt, sich dort verheiratet und natürlich seine gute Mama mitgenommen, welche jetzt sagen konnte, daß sie vor der Zeit ins Paradies gekommen sei, denn alle Jahre wurde ein Kindchen geboren, und ehe sie sich mit Battistino in der anderen Welt wieder vereinigte, genoß sie die Freude, elf Sprößlinge — sechs männliche und fünf weibliche — zählen zu können.

Wie schließlich auch für die Luigia der Augenblick kam, Gott ihre Seele zurückzugeben und der Arzt sie fragte, was für Krankheiten sie überstanden habe, da erwiderte sie: „Keine, nur bei der Geburt meines Sohnes lag ich drei Tage zwischen Tod und Leben . . . . .“ Wie konnte man zweifeln, daß sie es ernsthaft meinte, da sie die Hände über dem Kruzifix gefaltet hatte und ihre Augen zum Himmel aufschlug? Der Traum ihres ganzen Lebens war für sie Wirklichkeit geworden.

Berechtigte Uebersetzung aus dem Italienischen von Johannes Kunde.

Der Brief.

Humoreske von L. Pirker.

Herr und Frau Wormser sitzen beim schwarzen Kaffee. Da schrillt die Glocke und der Briefträger bringt einen Brief. Er hat längliches Format und trägt in energischen Schriftzügen die Adresse: Frau Wormser, Wien X., Favoritenstraße usw. Mißtrauisch betrachten die Ehegatten den Brief. Ihre Korrespondenz ist keine ausgebreitete und der Empfang eines Briefes eine ziemliche Seltenheit. Frau Wormser dreht den Brief nach allen Seiten. „Von wem er nur sein kann? Von der Resitant ist er net, vom Onkel Pepi a net. Jessas! Vielleicht hat sich die Finerl verlobt!“ Nun nimmt auch Herr Wormser den rätselhaften Brief in die Hand und dreht ihn nach allen Seiten. Urplötzlich überzieht sich sein Gesicht mit blaurotem Firnis: „Du, Hannerl, er ist doch net am End vom Hausherrnsohn? Du weißt . . .?“

„I bitt di gar schön, was wollt mir denn der Herr Nagl schreiben?" „Na, man kann ja net wissen, die Weiber san ane wie die andere." „Jetzt, solche Verdächtigungen verbiet i mir!" „Tua d'r nix an. Warum verdrahst d' denn allweil die Augen nach eahm? Oder manst d', daß i net g'segn hab, wia er d'r zuatrunken hat beim Weigl?" „Mir? I glaub, du spinnst? I und der Herr Nagl!!! Zu blöd, so was! Aber gel, weil du mit dera Nocken vom zweiten Stock anbandelt hast, glaubst d', daß a jeder . . ." „Du, dös sag i d'r, die Fräul'n Annerl laßt d' aus'm Göspiel!" „Aha, stacht ma's ja! Aber ich laß mi scheiden, daß d'as waßt!" „Guat, geh'n ma ausanand! Aber den Brief, den nimm i glei in Advokaten mit, als Beweis, was du für ane bist!" Und in wahrer Berserkerwut reißt Herr Wormser das Kuvert auf und liest: „Sehr geschätzte Frau! Verwenden Sie künftig nur Xiplonbasta zum Reinigen Ihrer Schuhe. Xiplonwerke, Wien." — Bei zwei Flaschen Gumboldskirchner feiert das Ehepaar Versöhnung.

(Mit besonderer Erlaubnis des Verlages „Bugra" Ges. m. b. H., Wien, dem Buche „Das geraubte Ich" von L. Pirker entnommen.)

Im Wartezimmer des Krankenhauses.

Amerikanische Skizze von John Lassen.

Aus dem marmornen Kuppelsaal tritt man in einen einfachen Empfangsraum. Hier ist kein Prunk mehr notwendig. Hier hat alles nur noch der Bequemlichkeit der Kranken zu dienen.

Die „Vorhalle" weist große Aehnlichkeit mit einem Schulzimmer auf. Ein Podium. Auf diesem eine Krankenpflegerin in weißem Mantel. Dieser muß man den Zettel übergeben, der die Empfehlung eines Arztes enthält. Als „Gegenleistung" erhält man eine Nummer.

Es ist noch „zu früh". Natürlich für den Arzt. Die Kranken mögen geduldig warten — denkt sicherlich der Arzt. Die Zahl der Wartenden wird immer größer. Unter ihnen befindet sich auch ein junger Italiener mit seinem Freund. Der Bursche hat einen eingefatschten Arm, blickt blaß und erwartungsvoll in die Richtung der Tür. Manchmal zischt er auf. Er war als erster da. Von Zeit zu Zeit begibt sich sein Freund zu der Krankenpflegerin und fragt in gebrochenem Englisch:

„Wann kommt endlich der Arzt?"

Die ermutigende Antwort übersetzt er sofort dem ungeduldigen Burschen.

Eine deutsche Frau sitzt still und in sich versunken da.

Ein alter Jude versucht, sie ins Gespräch zu ziehen.

Der Alte: Lang muß man warten.

Die Frau: Ja. Lange.

Der Alte: Oft gibt es keinen Platz.

Die Frau: Ja. Oft.

Der Alte: Ich komme schon seit drei Tagen her. Und immer heißt es: morgen.

Die Frau: Ja.

Der Alte: Schwer ist's für unsereins, und erst recht schwer, wenn man alt ist.

Jetzt antwortete die Frau überhaupt nicht mehr. Sie starrt die Tür an, voll Erwartung, wenn sie sich endlich öffnen werde.

Nun wendet sich der Alte an einen jungen Mann. Der junge Mann ist blaß. Gibt sich Mühe, nicht zu husten. Sein Taschentuch ist voll Blut.

„Sie sind an den falschen Ort gekommen," erklärt fachkundig der Alte, nachdem er das blutige Taschentuch des jungen Mannes erblickt hat.

„Hier wird man Ihnen doch nicht helfen. Woher sind Sie?"

„Aus Jugoslawien."

Der Alte versteht ihn nicht.

„Jugoslawien. Jugoslawien . . . Ah, wie hat sich doch die Welt verändert . . ."

Jetzt kommt eine ganze Familie. Vater, Mutter, Tante und die Hauptperson: ein kleiner Knabe. Es sind Russen.

Den Knaben — er dürfte fünf Jahre zählen — trägt die Mutter am Arm, in ein großes Tuch gehüllt. Der Knabe ist fröhlich. Doch liegt über dem Warteraum Spitalluft, und in dieser Atmosphäre ist das Warten aufregend. Der Knabe wird sich unvermittelt dessen bewußt, daß dies ein trauriger Ort sei. Er beginnt mit tränenumflorter Stimme zu klagen, bricht dann in Weinen aus. Wimmernd, herzzerreißend, ängstlich und so bitterlich, daß alle im Warteraum auf die Familie aufmerksam werden.

Mutter und Tante sitzen mit dem Knaben in der ersten Bank, der Vater aber läßt sich in der zweiten nieder. Er tut es nicht ohne Absicht. Der Knabe muß getröstet, beschwichtigt werden, und von hier aus geht es leichter.

„Weine nicht, Nischa, du wirst es auch hier herrlich haben . . . nicht wahr, liebe Schwester?" — wendet er sich lächelnd an die Krankenpflegerin, die jedoch nicht einmal hinhört.

Der Vater fährt mit scheinbar sorgloser und ermutigender Stimme fort:

„Aber Nischa, du bist doch ein mutiger Junge . . ."

Das Wort „Junge" jedoch quillt bereits sehr, sehr bitter aus dem Munde des Vaters hervor, der jählings das Gesicht in die Hände vergräbt und sich tief über die Bank neigt. Der Knabe darf die Schwäche, die schweren Tränen des Vaters nicht sehen.

Aber Nischa will unbedingt zu seinem Vater. Das Wimmern und Schluchzen schlägt allmählich in furchtbares Jammern über.

Ein krankes Kind weint ganz anders, als ein gesundes. Sein Weinen klingt völlig verändert; stürmisch, schmerzlich, erschütternd, herzzerreißend ist dieses aufrichtigste Weinen, das sich tief ins Gehirn einkrallt.

Der junge Mann mit dem blutigen Taschentuch setzt sich neben den Knaben, streichelt mit seinen dünnen Fingern dessen schwarzes Haar.

. . . Neue Leute kommen.

Eine Ungarin bringt ihren kleinen Sohn.

„Ein eiliger Fall!" — sagt sie zur Krankenpflegerin.

„Hier ist jeder Fall eilig!" — antwortet die Pflegerin.

Jetzt wird auch der Italiener ungeduldig. Auch die Krankenpflegerin ist es bereits. Sie antwortet nicht mehr gelassen, sondern roh und überlegen. Schreit den Italiener an, er möge sie nicht immerfort stören.

Das Gesicht des kleinen Ungarkindes glüht.

„Er hat Blinddarmentzündung" — spricht die Mutter und ihre Augen füllen sich mit Tränen.

„Mutti, du weinst ja" — sagt der Knabe auf Ungarisch.

„Nein, mein Kind . . ."

Endlich! . . . Die Tür geht auf.

Der Arzt.

Er gleitete gleichsam an uns vorbei.

Im selben Augenblick ertönen Zahlen. Die Kranken betreten hintereinander das Ordinationszimmer . . .

Das kleine Russenkind klammert sich mit einem verzweifelten und letzten Schrei an seine Mutter, läßt sich von ihr nicht trennen. Es stößt um sich, brüllt. Fleht, droht. Nein, nein, es geht von der Mutter nicht fort. Der Vater weint zusammen mit dem Kind. Preßt noch immer den Kopf an die Bank. Schließlich verschwinden alle vier.

Das Ungarkind stellt fest:

„Das ist ein schlimmer Junge . . . Nur schlimme Jungen weinen . . ."

Daraufhin beginnt auch die Mutter zu schluchzen.

Die meisten finden sich tags darauf wieder ein. Es gibt viele Kranke und wenig Platz.

Anderthalb Stunden später wird das Ungarkind auch schon nach dem Operationssaal gerollt.

„Mutti, du weinst?"

„Nein, liebes Kind" — und ihre großen, heißen Tränen fallen auf das Knäblein.

„Mutti, geh' ich denn ganz fort?"

Die Mutter schluchzt erstickend.

„Mutti!" — ruft der Knabe, er bittet — „weine nicht, sonst beginne ich gleich zu weinen . . ."

Und der Wagen verschwindet im Operationssaal.

Wie ich singen lernte.

Von Karl Ettlinger (München).

Ich weiß nicht, ob es schon in weitere Kreise gedrungen ist, daß ich in meinen Mußestunden ein Gesangsphänomen bin. Wenn ich in einem Münchener Bierkeller sitze, dann kann die Musik spielen, was sie will: ich singe mit. Und zwar singe ich jedesmal: „O Tannenbaum, wie grün sind deine Blätter!"

Ich habe damit schon das größte Aufsehen erregt, und erst kürzlich fragte mich ein Herr vom Nebentisch, ob ich vielleicht aus Finsterwalde sei?"

Ich habe nämlich keine Naturstimme wie die Onegin und andere Grammophonplatten, sondern ich habe ein geschultes Organ. Lange Zeit habe ich das gar nicht gewußt, aber da trat mir eines Tages auf der Straße ein Mensch mit seinen sämtlichen Pferdekräften auf die große Zehe, und wie ich „Au" schreie, dreht er sich um und sagt: „Mensch, Sie haben Stimme!"

„O Tannenbaum!" stammelte ich. Und er stellt sich vor als Gesangsprofessor Tuttikaputti und erbot sich, meine Stimme fachgemäß zu prüfen. „Ich verlange zwar sonst für das Prüfen eine hohe Summe, aber Sie sehen so intelligent aus, daß ich glaube, es lohnt sich auch so."

Ich ging am nächsten Morgen hin, in aller Frühe, wenn auch die anderen Hähne krähen; er prüfte meine Stimme — war die einzige Prüfung in meinem Leben, die ich bestanden habe — versicherte mir: „Sie haben einen hohen Tenor! Aber die Stimme sitzt so weit hinten!"

Also haben wir die Stimme nach vorn geholt, indem wir immer „ah" gemacht haben, wie wenn eine der Arzt in den Hals guckt. Das ist die italienische Schule. Dafür zahle ich 5 Mark die Stunde; denn damals war alles noch billiger, die Semmel, die Knödel — auch die Gesangsknödel.

Der Professor fand, ich mache riesige Fortschritte und ich sei bald für die Bühne oder sonst eine städtische Anstalt reif, und er lobte mich: „Zu schade, daß Sie kein Gehör haben, sonst sind Sie riesig musikalisch!"

Also er veranstaltete ein Schülerkonzert. Da waren die Eltern, Onkeln, Tanten und Dienstmädchen der Schüler im Zuschauerraum, sonst niemand. Denn es war ein öffentliches Auftreten. -Halt, daß ich nicht lüge, ein Musikkritiker war auch da. Aber der ist seitdem verschollen . . .

Ich hatte fabelhaften Erfolg — wir hatten überhaupt alle fabelhaften Erfolg —, aber ich ging trotzdem zu einem anderen Lehrer. Weil die Stunden bei meinem Professor immer kürzer wurden; die letzte dauerte genau 17 Minuten 4 Sekunden. Und dabei war das im Lenz, wo die Tage angeblich länger werden.

Mein neuer Maestro prüfte meine Stimme und erklärte: Sie sitzt zu weit vorn. Die Stimme muß durch die Nase kommen . . . Sie muß aus der Kehle in das rechte Nasenloch hinein und zum linken Nasenloch wieder heraus. Nach dieser Methode hätten auch Caruso und Beethoven gesungen. Und wer mir gesagt hätte, ich sei ein hoher Tenor, der sei ein ausgesprochenen Idiot gewesen, sondern ich hätte einen fabelhaften Bariton! Mit einer altistischen Färbung. Und einem Stich ins Hochdramatische. Diese Ausführungen leuchteten mir ein, besonders die Bemerkung, daß ich einen Stich hätte. „Ah" machen konnte ich schon ,wenn auch zu weit vorn und deshalb begannen wir gleich mit dem Partienstudium. Noten sollte ich dann später lernen. Zuerst haben wir den Hans Sachs durchgenommen, weil man immer mit dem Leichtesten anfangen soll. Aber mein Ton stieg nicht in die Nase ,ich weiß heute noch nicht, was mein Kehlkopf gegen meine Nase hat! Doch es klang trotzdem ganz schön, besonders aus der Entfernung; nur eines war merkwürdig: ob ich den Wahnmonolog begonnen habe oder das Schusterlied — es ist immer der „Tannenbaum" geworden.

Da ging ich zu einem dritten Gesangsmeister. Der war mir von seiner Schülerin Eleonore Scheusal empfohlen worden. Eigentlich heißt sie anders. Scheusal ist nur ihr Bühnenname.

Der neue Meister prüfte wieder meine Stimme und stellte fest: ich habe einen tiefen Baß. Aber die Hälfte von dem Baß sitzt zu weit vorn und die andere Hälfte zu weit hinten. Die Stimme muß aus dem Bauch kommen!

Bauchstimmen müssen die Stunden immer im voraus bezahlen. Das habe ich getan, denn ich sah, daß sich mein Lehrer kolossale Mühe mit mir gab. Er hatte eine ganz neue Atemtechnik; mit der hätte ich die Töne stundenlang aushalten können, wenn mir nicht schon nach 2 Minuten die Luft ausgegangen wäre. Alle Töne habe ich bei ihm nach dem Klavier singen gelernt, bloß das eingestrichene g nicht — das „ging" nämlich auf seinem Klavier nicht. Und bald war ich so weit, daß ich bei dem Stiftungsfest des Lehrlingsvereins „Portokassavia" öffentlich auftreten konnte.

Es wirkten nur erstklassige Künstler mit. Zuerst kam die Kusine von dem ersten Vorstand und blies das ergreifende Tonstück „Des Löwen Erwachen" auf der Okkarina. Der Löwe ist erwacht, die andern sind eingeschlafen.

Dann deklamierte der stellvertretende Schriftführer etwas ganz Neues: „Der Erlkönig." Dreiviertel Stunden deklamierte er, weil er nämlich stotterte. Noch nie hat der Vater den Hof mit so viel Mühe und Not erreicht.

Dann kam ich dran mit der Arie: „Holde Aïda", für Baß transponiert. Fünf Klavierspieler versuchten der Reihe nach, mich zu begleiten. Keiner hat es fertig gebracht. Schließlich sang ich ohne Begleitung den „Tannenbaum", und alles war weg. Bloß meine Braut blieb da, sah mich seelenvoll an und hauchte: „Ich liebe dich dennoch!"

Ich war noch bei einer Menge von Gesangslehrern. Jeder hatte eine eigene Methode, bloß einer verstand nichts, er meinte, ich hätte überhaupt keine Stimme. Na, mit dem Stümper habe ich mich natürlich gar nicht eingelassen — aber so was ist Akademieprofessor. Die Lehrer haben meine Stimme in meinem ganzen Körper herumgetrieben; ich glaube, augenblicklich sitzt sie in der linken großen Zehe. Ich ziehe jetzt immer den Stiefel beim Singen aus. Das Metall in meiner Stimme ist noch da, aber in meinem Portemonnaie ist es weg, und seitdem interessieren sich die Maestro nicht mehr für meinen Tenorbaritonbaß. Uebrigens brauche ich gar keinen Gesangslehrer mehr — ich gebe nämlich jetzt selbst Gesangsstunden. Nach der Methode Tannenbaum. Meine Milchfrau empfiehlt mich überall mit Ueberzeugung und 2 Prozent Gewinnanteil. Eine Schülerin von mir hat sogar schon ein Engagement gefunden. Als Souffleuse. Weil sie eine so kräftige Stimme hat.

Wenn vielleicht jemand Talent in sich verspürt? Ich werde mit jeder Stimme fertig!

Rheinische Schnurren

Die Geldbuße.

Die Frau Zeppenfeld war eine solche Zange, daß sie ständig mit der ganzen Nachbarschaft in Unfrieden lebte. Das ging so lange gut, bis einer sie beim Friedensrichter wegen Beleidigung verklagte.

Als sie vor dem Richter erschien, stellte er ihr das Unsittliche ihres Benehmens vor und forderte sie auf, sich eines anständigen Wandelns zu befleißigen und ihre Zanksucht zu unterdrücken, damit er nicht in die Notwendigkeit versetzt würde, strengere Maßregeln zu ergreifen.

Frau Zeppenfeld, wütend über eine solche Ermahnung und Zurechtweisung, gab dem Friedensrichter, als sie ihm durch Handschlag Besserung geloben sollte, eine derbe Ohrfeige.

Der, ohne seine Fassung zu verlieren, sagte zu ihr:

„Als Mensch verzeihe ich Ihnen diese persönliche Beleidigung, aber da Sie in mir die obrigkeitliche Würde mißhandelt haben, so mag mein Kollege darüber entscheiden, welch eine Strafe Ihnen dafür gebührt."

Damit wendete er sich an den Beisitzer. Dieser verurteilte Frau Zeppenfeld zu einer Geldbuße von einem halben Taler preußisch Kurrant.

Frau Zeppenfeld zog einen ganzen Taler aus der Tasche, warf ihn auf den Tisch, und indem sie auch dem Beisitzer eine Ohrfeige gab, rief sie:

„Dä! Jetz brucht Ehr mich nix eruszegewe!"

Die Grabrede.

In der Maschinenfabrik von Schieß in Düsseldorf geschah vor Jahren ein Unglück, dem der Werkmeister Runge und der Arbeiter Kampf zum Opfer fielen. Die beiden waren sofort tot. Als sie begraben wurden, ging auch der Geheimrat Schieß mit im Leichenzug. Am Grabe hielt der Geistliche eine Rede, in der er die Tugenden der beiden Verunglückten pries, ihren Fleiß und ihre Plage. Seine Rede schloß er schwungvoll mit dem herrlichen Satze:

„Runge, du hast ausgerungen! Kampf, du hast ausgekämpft!"

Da flüsterte Geheimrat Schieß einem neben ihm stehenden Beamten seines Werkes zu:

„Anstandshalber kann ich mich von dem Manne nicht begraben lassen."

(Mit besonderer Erlaubnis des F. Krick-Verlages, Leipzig, dem lustigen Buche: „Spaß an der Freud'" von Müller-Schlösser entnommen.)

Der Tod der kleinen Lerche

Von Alois Mrstik.

An einem kühlen Maimorgen stiegen weiße Nebel aus dem Schoße der Täler gegen den Wald empor und verloren sich über den Gipfeln der Birken im Nichts.

Ueber die Hügel und Ebenen erstreckte sich das satte Grün der Winterfrucht und die ganze Gegend war mit feurigem Golde überflutet. Trotzig warfen die Pferde ihr Haupt zurück, fester stemmten sich ihre Hufe in der schwarzen Erde ein, die starken Lenden spannten sich mit erhöhter Kraft zur Arbeit. Der Pflug grub sich tiefer in die Erde und der braune Bursche sang sein Lied vorsich hin, indem er den schwankenden Pflugsterz mit der Faust umspannte.

In diesem Augenblick zappelte irgend etwas im Getreide und schwang sich über die grüne Landhufe empor. Gleichzeitig erscholl das zarte Lied einer Lerche in den Lüften.

Sie schwang sich über ihre geliebte Aue empor und sandte ein helles Lied in die Gegend herunter.

Ganz allein lebte sie bisher auf ihrem Felde.

Tag um Tag erhob sie sich mit dem ersten Morgenschimmer und flog so bis zum glühenden Sonnenuntergange durch die blendende Helle des himmlischen Feuers, indem sie sich in den feuchten Dämpfen der frischen Nebel badete. Und sie sang sehnsüchtig und schluchzend, jubelnd, wehklagend und lachend und rief irgendeine andere Genossin an, die entweder in den erwärmten Höhen des Himmels spazieren flog oder in den weichen, kaum noch mit Winterfrucht bewachsene Ackerfurchen aufflatterte.

Doch vergeblich war ihr Sehnen, vergeblich war ihr Klagen.

Nacht fürNacht saß sie verlassen: allein, ganz allein, auf ihrem gewählten Bifang, ohne Liebe, ohne Gefährtin, nur mit diesem Liede und dieser Musik in der Kehle, das mit den übrigen zu einem Choral des Himmels verschmolz.

Alle ihre Gefährten sangen mit ihr,aber anders, jubelnder, glücklicher klangen diese Melodien über dem Brautbette, von Zeit zu Zeit schwangen sie sich zu ihren Liebsten hinab und verbargen sich dann in dem Dickicht der feuchten Saaten. Aus ihrer Kehle aber tönte banges und vergebliches Rufen durch die weite Ebene — Lebensgierig erklang ihr Jubilieren aus den weißen Wolken, durch den Regen drangen ihre Rufe zu erwärmten Erde herunter, doch sie blieben dort unten ohne Widerhall und verflossen im Nichts. Es war ein Lachen und auch keines, es verbarg sich dahinter ein beklemmendes Weinen — aus dem Jubel drang eine bange Verzweiflung heraus, in dem erhabenen Liede schwang ein Schluchzen mit. Allein, ganz allein, wie an den Himmel geheftet, erhob sie sich vom Morgen bis zum Abend, allein, ganz allein, erlebte sie hinter irgendeiner Ackerscholle ihren Maientraum.

Heute aber schwang sie sich hoch, hoch wie bisher noch nie, zum Horizonte empor, auf Flügeln, die vom Sonnenglanze wie versilbert erschienen, und was sie sang, war das schönste, das sie jemals ihrer reichen Kehle entlockt hatte. Und immer höher, schwindelnd, höher trug sie ihre Sehnsucht über alle anderen — bis dorthin, wo die Wellen dünner Luft nur noch schwach schlagen, ihr Körper schwang sich empor, ihre Kehle überanstrengte sich und ihre Brust atmete nur mit Mühe.

Und dennoch trug sie sich höher in ihrem lebenssehnsuchtsvollen Wollen empor bis — bis sie auf einen Augenblick verstummte.

Furchtbar war diese Stille.

Und plötzlich trug sie sich noch größere Höhen empor — herzzerreißend erklang ihr Rufen noch ein letztes Mal, aber aus einer solch unermeßlichen Höhe, daß wie mit einem Schlage auch die Glücklicheren unter ihr verstummten, die zufrieden tiefer unter ihr, näher der Erde, sangen.

Und Stille herrschte im leeren Raume.

Langsam glitt die Lerche zur Erde herab.

Sie sank tiefer, bis sie mit kraftlosen Flügeln, ohne sie zu beherrschen, ohne Muckser, wieder allein, ganz allein herunterstürzte.

Die Schwingen zur Seite gestreckt, bedeckte sie ein Stückchen nasser Erde, lange atmete sie aus und ohne Atem gruben sich ihre kleinen Krallen in dem erwärmten Boden ein.

Aus dem halbgeöffneten Schnäblein aber rann ein kleiner Tropfen Blut aus ihrer überanstrengten Lunge.

Blutig war dieses ihr Lied und auch — ihr letztes.

Humor.

Moderne Frauen. Tänzerin: „Haben Sie etwas dagegen, wenn ich beim Tanzen meine Zigarette zu Ende rauche?" — Galan: „Nicht im geringsten, gnädiges Fräulein, wenn Sie der Geruch von angebranntem Fleisch nicht irritiert."

Das sprechende Bild. Eine Dame kam in die Polizeiwache: „Mein Mann ist verschwunden, hier ist seine Photographie, schaffen Sie mir ihn sofort zur Stelle." — Der Wachtmeister sah das Bild nachdenklich an: „Haben Sie es denn wirklich so eilig?"

Noch Hoffnung. „Hier," sagt der Expressionist, indem er einem Bekannten ein Bild zeigt, „das ist das Beste, was ich gemalt habe." — „Na laß man, Freundchen, nur nicht den Mut verlieren."

Weniger ist mehr. „Ich denke," äußerte der alte Herr, „ich schenke meinem Neffen am besten hundert Stück von diesen Zigarren, die ich Ihnen eben vorsetzte, oder wissen Sie etwas, was ihm mehr Freude machen würde?" — „Ja, schenken Sie ihm nur fünfzig."

Beinahe. „Sagen Sie mal, der junge Mann da drüben sieht Ihnen furchtbar ähnlich. Ist das Ihr Bruder? — „Beinahe, es ist meine Schwester."

Der letzte Grund. „Und welchem Umstand schreiben Sie insbesondere Ihr hohes Alter zu?" wurde der Hundertjährige gefragt. — „Dem, daß ich bisher noch nicht gestorben bin."

Kopf hoch!

Roman von Ludwig Wolff.

(52. Fortsetzung.)

„Sie können mir das Leben schenken, Sanzedille.“ Der Herzog war ziemlich erstaunt.

„Wie das, mein lieber d'Ormesson?“

„Geben Sie mir Charly zurück,“ bat Olivier d'Ormesson demütig. „Ich kann ohne diese Frau nicht leben. Seien Sie großherzig, Sanzedilla.“

„Ich kann Ihnen nicht helfen, d'Ormesson.“

„Ich bitte Sie!“ rief d'Ormesson verzweifelt und machte eine Bewegung, als wollte er auf die Knie fallen.

„Ich kann Ihnen nichts zurückgeben, was ich nicht besitze, d'Ormesson.“

„Wo ist Madame Ditmar?“

„Ich weiß es nicht. Ich weiß es wirklich nicht.“

„Was haben Sie mit Madame Ditmar gemacht?“

„Nichts, d'Ormesson. Sie brauchen auf mich nicht eifersüchtig zu sein. Ich habe alles mögliche versucht, Ihre Freundin für mich zu gewinnen, es war vergeblich.“

d'Ormesson betrachtete ihn argwöhnisch.

„Sie wollen mich schonen, Sanzedilla.“

„Warum sollte ich das? Ich habe keine Verpflichtungen gegen Sie. Ich versichere Ihnen auf mein Ehrenwort, daß Madame Ditmar niemals meine Geliebte gewesen ist.“

„Danke,“ sagte d'Ormesson beglückt.

„Es ist nicht mein Verdienst.“

d'Ormesson stand überlegend da. Dann fragte er:

„Sie wissen nicht, was mit Madame Ditmar geschehen ist?“

„Ich habe keine Ahnung, mein lieber d'Ormesson.“

d'Ormesson wendete sich zum Gehen.

„Auf Wiedersehen, Sanzedilla. Ich danke Ihnen.“

„Für nichts.“

d'Ormesson fuhr nach dem Hotel Claridge und fragte, ohne Hoffnung, nach Madame Ditmar. Er ging über die Boulevards, als hielt er es für denkbar, daß er Charly begegnen könnte. Erst in den späten Nachmittagsstunden, als das Amt schon geschlossen war, kam er auf die Idee, bei der Polizeipräfektur nach Madame Ditmar Nachforschungen anzustellen.

Er mußte bis zum nächsten Tage warten und fuhr nach St. Cloud, um in der „Peche Mirecalense“ zu speisen. Die Terrasse über dem Fluß war voll von Erinnerungen an Charly. Olivier d'Ormesson blickte in das Wasser, Boote mit Lampions geschmückt glitten dahin zwei Menschenstimmen klangen durch den Abend, unverändert ging das Leben weiter.

d'Ormesson ergriff die Flucht und begab sich nach Haus. In seinem Zimmer traf er die Venezianerin an, die das Bett zurechtmachte, und kam mit ihr in ein Gespräch, das ihn aufwühlte und erschütterte. Das Zimmermädchen wußte so vieles von der hilflosen blonden Frau zu erzählen, die es zum Essen gezwungen hatte. Bis spät in die Nacht hinein mußte die Venezianerin von Charly berichten.

Am nächsten Tage stellte d'Ormesson durch das Meldeamt fest, daß Madame Ditmar nicht mehr in Paris weilte. Er verlor den Boden unter den Füßen. Er war zu spät gekommen. Das Geld, das er in der Tasche trug, schien ihn zu verhöhnen. Sein Leben war sinnlos geworden.

Abends begegnete er auf dem Opernplatz Benito, der hinter dem Steuer seines alten Amerikanerwagens saß und mit philosophischer Gelassenheit den Rauch seiner Zigarette in den schönen Abend blies.

Benito wußte von Charly noch viel mehr zu erzählen als das venezianische Zimmermädchen. Er mußte sich mit seinem früheren Chef in ein Caféhaus setzen, von wo er seinen Wagen im Auge behalten konnte, und berichtete. d'Ormesson lauschte wie einer Melodie, die ihm das Herz zerbrach, und beschenkte Benito reichlich.

„Es ist schade um Madame,“ erklärte Benito mit aufrichtigem Kummer. „Eine Frau wie Madame findet man nicht jeden Tag.“

d'Ormessons Lippen zitterten.

„Wissen Sie, was ich am meisten bedauere, Herr V.comte? Am meisten bedauere ich es, daß ich bei Madame für den Herzog gesprochen habe. Das hätte ich nicht tun dürfen, denn dieser spanische Herzog, verzeihen Sie, Herr Vicomte, ist ein Schuft. Das sage ich ihm ins Gesicht.“

„Warum ist er ein Schuft, Benito?“ fragte d'Ormesson müde.

„Na hören Sie, Herr V'comte, diese Filmtrauung war ein starkes Stück. Das macht ein Gentleman nicht. Und wenn das ein spanischer Herzog tut, ist er eben kein Gentleman, sondern ein ganz gemeines Subjekt.“

„Was ist das für eine Geschichte, Benito?“

Benito erzählte empört und leidenschaftlich die Geschichte jener Trauung, die er wahrscheinlich von dem Chauffeur des Herzogs erfahren hatte, denn die Chauffeure der ganzen Welt sind eine Art von Brüderschaft, die eng zusammenhält.

„Das ist nicht möglich, Benito!“ rief d'Ormesson. „Ich weigere mich, dieses bösartige Märchen zu glauben.“

„Fragen Sie doch den Herzog selber, ob die Geschichte wahr ist oder nicht.“

d'Ormesson erhob sich.

„Komm, Benito, wir fahren zum Herzog.“

Benito versuchte einzulenken.

(Fortsetzung folgt.)

Scherz und Ernst

Uebertrumpft.

Emmchen: „Ich bin das glücklichste Wesen der Welt! Ich werde den Mann heiraten, den ich mag.“

Evchen: „Ach, du Gänschen, das ist noch gar nichts gegen das Glück, einen Mann zu heiraten, den die anderen mögen.“

Die kluge Hausfrau.

Frau: „Wie gefällt dir unser Mädchen?“

Mann: „Sehr gut.“

Frau: „Habe ich schon bemerkt und ihr gleich wieder gekündigt.“

Sicher.

Juwelier, der einen neuen Wächter engagiert: „Ich kann in meinem Geschäft nur ganz ehrliche Leute gebrauchen.“

„Da seien Sie unbesorgt. Ich war zuvor in einer Badeanstalt angestellt und habe kein einziges Bad genommen.“

Aus der Schule.

„Was sind Unterlassungssünden?“, fragte der Pfarrer in der Sonntagsschule. „Sünden, die man hätte begehen sollen und unterlassen hat,“ war die Antwort.

Der bereitwillige Schwiegersohn.

Frau Miezes Mama war Dauerbesuch. Miezes Gatte nicht weniger als begeistert, schwieg. Schwiegermama wurde unpäßlich und zog sich auf ihr Zimmer zurück. Mieze kommt heraus und erzählt ihrem Gatten: „Mama hat beschlossen, sich verbrennen zu lassen.“

„Einverstanden,“ nickte der Gatte, „für wann soll ich das Auto bestellen?“

Ein junger Student

in Wien trat bei einem Ball einen Kommilitonen, der sehr dünne Beine hatte, auf eines seiner Fußgestelle. Der Getretene wurde wütend und fragte: „Na, Sie, glauben's etwa, daß i meine Beine g'stohlen hab'?“

„Gott bewahre!“, lautete die Antwort, „da hätten's sich doch gewiß a Paar bessere ausg'sucht!“

Das enfant terrible.

Bei Frau Patterson ist Kaffeeklatsch. Die Dame des Hauses führt ihren Freundinnen ihr fünfjähriges Töchterchen vor, das allgemein bewundert wird und schließlich am Tisch Platz nehmen darf. Plötzlich bricht die Kleine in lautes Weinen aus, weil sie Zahnweh bekommen hat. „Aber wer wird denn weinen,“ sagt jemand, „der Schmerz wird wohl bald vorübergehen!“

Doch schluchzend antwortet das Kind: „Wie kann er vorübergehen! Ich kann doch meine Zähne nicht herausnehmen wie Mama!“

Schriftsteller-Anekdoten.

Von Franz Blei.

Rudolf Alexander Schröder las einmal Gedichte vor. Einige Zuhörer redeten etwas laut. Schröder unterbrach sich: „Wenn die Herren, die sich unterhalten, etwas weniger Lärm machten als die Herren, welche schlafen, würde das den Herren, welche zuhören, nicht unangenehm sein.“

*

Der uralte Mommsen sprach in einer Gesellschaft von der Liebe. „Ich kenne,“ sagte er, „drei Arten, eine Frau zu lieben: erst streichelt man sie ... dann küßt man sie ... und dann ... ja, das dritte hab' ich jetzt vergessen.“

*

Als sich jemand über die Untreue der Frauen beklagte, sagte Schnitzler: „Das ist eine eingebildete Krankheit, mein Lieber. Die wenigsten Männer sterben daran. Die meisten leben davon.“

*

„Borgen Sie mir 600 Mark,“ sagte Erich Mühsam. — „Wozu brauchen Sie so viel Geld?“ — „Um meine Schulden zu bezahlen. Ich will endlich damit Schluß machen,“ sagte Mühsam.

*

Frank Wedekind sollte einen Schauspieler an den Direktor B. empfehlen und gab ihm zu diesem Zwecke das folgende Billett mit: „Mein lieber Direktor B.! Der Schauspieler, der Ihnen diese Zeilen überbringt, sagt, er sei komisch. Wenn er es ist, danken Sie mir. Wenn er es nicht ist, danken Sie ihm. Der Ihre F. W.“

*

Eine hübsche, vielgeliebte Schauspielerin lag auf den Tod. Unter den Freunden, die sie besuchen, war auch Keyserling, dem die vier Treppen etwas schwer fielen. „Ein bißchen hoch,“ stöhnte er. „Ja, lieber Freund, das ist mein letztes Mittel, ein Männerherz für mich schlagen zu machen.“

*

Der Dichter und Arzt Gottfried Benn ist nicht gern beim Nachmittagsschlaf gestört. Eine Frau stürzt herein: „Mein Junge hat eine Maus verschluckt, Herr Doktor!“ — „Lassen Sie ihn eine Katze schlucken und mich in Frieden,“ sagte Benn.

*

Stefan Georg und Friedrich Gundolf sprechen über die letzten Dinge. George meint, das Weltgeschehen spiele sich in Aeonen ab, und wir befänden uns im Anfang eines Aeon. Gundolf, begierig nach dem tiefsten Wissen, fragt, ob die einzelnen Aeonen im vernünftigen Zusammenhange mit einander stünden. Worauf George ihn vernichtend anblickt: „Das geht Sie einen Dreck an! Das geht kaum mich etwas an!“

Zwergmenschen im unbekannten Urwald.

Bei den Semang auf Malakka. Der erste Europäer, der zu den Zwergen kam. — Das Ergebnis einer Expedition.

Zwergvölker leben noch vereinzelt als Reste aus altersgrauer Vorzeit in fast allen Erdteilen. Man begegnet ihnen in Zentral-Afrika, auf den Andamanen, der Philippinen und der Halbinsel Malakka in Hinterindien. Malakka, heute vielfach Malaya genannt, ist ein immergrünes Paradies. Da die Insel nahe dem Aequator liegt, ist ihr Klima tropisch. Hohe, urwaldbedeckte Gebirgsketten durchziehen der Länge nach die Mitte der Halbinsel. Hier herrscht ewiges Schweigen, das nur in den Morgenstunden durch das johlende Gepfeife der Siamang-Affen gestört wird, wenn die aufgehende Sonne die Kronen der Waldriesen überflutet.

In dieser großartigen Stille des Urwalddunkels, in diesem Wirrwarr von Dornengestrüpp, Lianen und Schilfgewächs wandert unhörbaren Schrittes der Orang-Utan, der Zwergmensch, das Rätsel der menschlichen Urzeit. Hier ist seine Heimat, hier ist er Herrscher, hier, im dichtesten Waldesschatten, fühlt er sich wohl, er meidet die Sonne, weil sie ihm wehe tut. Hierher ist ihm weder der heimtückische Malaye, noch der gewinnsüchtige Chinese, noch auch der rücksichtslose Europäer gefolgt. Wohl haben ihn diese drei schon aus den Grenzgebieten seiner Heimat vertrieben und drängen ihn immer weiter ins Innere zurück. Aus dem eroberten Boden haben sie Fruchtland und Kautschukplantagen gemacht. Zinnminen eröffnet; Eisenbahnen und betonierte Straßen durchziehen die gewonnenen Küstenstriche.

tausende von Autos durchrasen die Landschaft.

Der die Straßen umsäumende Urwald schaut düster auf das fremde Bild herunter, schüchtern lugt der Orang-Utan durch das Gezweig. Sein Herz durchzieht ein tiefes Weh ob des freventlich gestörten Friedens seiner Heimat. Malaya ist nach seinen Bewohnern benannt. Das könnte den Eindruck erwecken, als ob es sein Stammland wäre. Das aber ist Malaya ebenso wenig, wie es das Stammland der Chinesen oder der Tamulen aus Vorder-Indien ist, die auch in Massen hier sitzen. Vor wenigen Jahrhunderten erst ist der Malaye ins Land gedrungen und hat es erobert.

Die merkwürdigsten Bewohner dieses Himmelstrichs sind jedoch die Zwergstämme, die zugleich die Ureinwohner des Landes sind. Die sie umgebenden Völker erzählen sich recht seltsame Dinge von ihnen, aber immer nur im Flüsterton, damit ja kein Zwerg es höre; sie sollen keine Menschen sein, denn sie tauchen plötzlich dort aus dem Boden hervor, wo man sie am wenigsten vermutet. Sie haben glühende Augen,

sie kennen die Wohltat des Feuers nicht,

sie essen alles roh. So geht die Sage. Ein Forscher, Paul Schebesta, hat sie von einer anderen Seite kennengelernt. Die Wissenschaft, die in den letzten Jahrzehnten diesen Zwergstämmen besondere Aufmerksamkeit geschenkt hatte, befürchtete stets, sie könnten aussterben, ohne gründlich erforscht worden zu sein. Eine Expedition wurde durch Kriegs- und Nachkriegswirren immer wieder verschoben; erst als der Papst Pius XI. das Unternehmen finanzierte, konnte das Unternehmen gewagt werden. Schebesta erstattet über die Ergebnisse seiner Entdeckungsfahrt in dem soeben bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen Buch „Bei den Urwaldzwergen von Malaya“ Bericht, der in der wissenschaftlichen Welt das größte Aufsehen erregen dürfte. „Diese sagenhaften Urwaldzwerge“, so liest man da, „sind während vieler Monate meine Freunde gewesen. Es ist mir gelungen, ihr Vertrauen zu gewinnen. Sie waren meine Gefährten und Führer in den finsteren Urwäldern. In ihrer Begleitung habe ich wiederholt das Zentralgebirge überstiegen und bin von einer Küste zur anderen gepilgert. Auf Leben und Tod war ich ihnen überantwortet, da außer einem malaiischen Diener niemand um mich war. Ich war aber stets in bester Gesellschaft und besser aufgehoben als im zivilisierten Europa, wenn man von den Gefahren absieht, die durch wilde Tiere und Klima drohten. Ich habe Strecken durchquert, die noch keines Europäers Fuß betreten, habe Stämme besucht, die noch keinen Weißen zu Gesicht bekommen hatten.

Die Orang Utan sind Nomaden. Sie wandern zigeunernd unstet in den Wäldern umher. Der Forscher muß sich ihnen also anschließen, sofern ihm an gründlicher Arbeit gelegen ist. Vor einer größeren Anzahl Fremder bringen sich die Zwerge meist in Sicherheit, da sie außerordentlich scheu sind.

Den Erfolg meiner Reise danke ich meinem armseligen Auftreten;

auf andere Völker machen Aufwand, Pomp und breitspuriges Benehmen großen Eindruck, nicht so auf die echten Kinder der Wildnis, die Orang Utan von Malaya. Ich nenne die Inlandsstämme Orang Utan, so, wie sie drüben allgemein genannt werden. Orang Utan heißt Waldmensch und steht im Gegensatz zu Orang-Kampong, was Dorfmensch bedeutet. Dorfmenschen aber sind die Malaien, die in offener Landschaft und Dörfern wohnen, während die Zwerge das Walddunkel vorziehen. In der Völkerkunde heißen die Zwergmenschen von Malaya Semang. Wegen ihrer Aehnlichkeit mit den Negern nennt man sie auch Negrito, „kleine Neger“. Die Zahl aller Semang schätze ich auf etwa zweitausend, die sich übrigens auf verschiedene Stämme verteilen. Diese wiederum reden verschiedene Sprachen oder Dialekte. Sie sind im Aussterben; immerhin ist ihre Zahl größer, und sie sind lebensfähiger, als man bisher geglaubt hat. Großer Frauenmangel und die Laster der Kulturvölker machen sich unter ihnen bemerkbar, an erster Stelle das Opiumrauchen. Die europäische Zivilisation schaufelt den Zwergen das Grab, indem sie immer weiter ins Innere vordringt, dabei den Malaien vor sich herschiebt und so den nomadisierenden Semang auf ein für ihn zu enges Gebiet beschränkt, auf dem er wirtschaftlich erstickt.

Die Semang sind wirkliche Zwergstämme; ihre mittlere Größe beträgt bei Frauen 140, bei Männern 151 Zentimeter. Sie haben eine außerordentlich genügsame Natur. Wenn die Frau auch mehr dem Sammeln der Pflanzennahrung nachgeht und der Mann der Jagd, so wäre es doch ein Irrtum, zu glauben, daß sich der Mann vom Pflanzensammeln völlig fernhielte. Vielmehr gehen auch die Männer dieser Beschäftigung nach, während die Frauen bisweilen auch fischen, niemals aber jagen. Die Hauptnahrung bildet Pflanzenkost, nicht Fleisch. Die Jagd ist also nicht die Hauptnahrungsquelle;

infolgedessen trägt die Frau den Löwenanteil zur Ernährung der Familie bei,

da sie regelmäßig Tag für Tag auf die Pflanzensuche geht. Als Nomaden haben sie keinerlei Dauerwohnungen. Sie errichten sich ihre Wetterschirme überall dort, wo sie sich für kurze Zeit niederlassen. Befehle durch die Aeltesten gibt es nicht, da jedes Individium frei über sich verfügt. Darum kennen die einzelnen Lager auch keinerlei Oberhäupter. Die Ehe beruht auf der Gleichberechtigung von Mann und Frau. Beide erfreuen sich vollkommener Freiheit und gleicher Rechte, die beim Eingehen der Ehe, während ihrer ganzen Dauer und auch bei der Trennung beachtet werden. Die Eheleute verbindet aufrichtige Zuneigung. Verliert sich diese, zumal im Anfang, so wird die Ehe gelöst, und die beiden sind frei, eine andere Ehe einzugehen. Eine Trennung erfolgt jedoch nach der Geburt eines Kindes nur selten, denn Kinder werden durchweg sehr hoch geschätzt. Ihre außerordentlich harte Lebensweise macht die Sitten der Semang sehr streng. Bei verschiedenen Stämmen wird auf Keuschheit vor der Ehe geachtet. Ueberall aber gilt Ehebruch als das schlimmste Verbrechen. Die Polygamie ist zwar erlaubt, wird aber kaum ausgeübt, und muß als Ausnahme gelten. Mord, Diebstahl und Trunksucht sind unbekannt. Das höchste Wesen der Semang ist der Donnergott an den sich zahlreiche Mythen knüpfen; ebenso glauben alle Stämme an die Cenai, die Elfen, die in den Blumen wohnen, und die den Menschen wohlgesinnt sind. Die Semang glauben an ein Leben nach dem Tode. Die verstorbenen kommen, mit Ausnahme der Priester-Mediziner, der Vermittler zwischen Gottheit und Mensch, nach einer Insel im Meer. Dort lebt man ähnlich wie auf Erden. Eine Vergeltung nach dem Tode kennt der Semang nicht, denn alles Böse wird schon hiernieden gesühnt.

Ein zerstörtes Zeitungsgebäude.

Die Empörung der Wiener richtete sich nicht nur gegen die Justiz, sondern auch gegen die Zeitungen, die den Freispruch der Schattendorfer Mörder als gerecht verteidigten. Unser Bild zeigt ein demoliertes Geschäftsgebäude der „Reichspost“.

Udet will am 5. September starten.

Auch Rückflug Neuyork—Deutschland.

Der deutsche Flieger Udet, der in Augsburg eingetroffen ist, erklärte, daß er voraussichtlich am 5. September in Hamburg zu seinem Ozeanflug mit dem Ziel Neuyork auf einem Rohrbach-Eindecker mit zwei Motoren von 1400 PS aufsteigen werde, und zwar mit zwei Mann Begleitung. Der Eindecker wird als hochseefähiges Flugboot ausgestattet sein, so daß Udet bei schlechtem Wetter auf dem Meere segeln kann. Udet wird zunächst die Strecke Hamburg—Azoren zurücklegen, dort eine Zwischenlandung vornehmen und über die Bermudainseln oder über Neufundland weiterfliegen. Auch der Rückweg von Neuyork nach Deutschland soll auf dem Luftwege zurückgelegt werden.

*

Probeflug der „Columbia“.

Wann wird gestartet?

Die Flieger Drouhin und Levine, die Sonntag die verlangten Ersatzteile für ihren Apparat erhalten haben, machten nachmittags in Le Bourget einen zufriedenstellend verlaufenen Probeflug. Ueber den Zeitpunkt des Starts zum Ozeanflug ist noch nichts bekannt.

In der Fremde geboren.

Es ist immer ein Risiko, exotische Tiere in der Gefangenschaft weiter zu züchten. Dem Berliner Zoo ist es wieder einmal geglückt, ein freudiges Ereignis zum guten Ende zu führen, und zwar ist es diesmal die Familie Gnu, die mit einem hoffnungsvollen Sprößling aufwarten kann. Es handelt sich um ein Streifengnu, das im südöstlichen Afrika zu Hause ist. Mutter und Kind befinden sich wohl.

Vom Urgroßvater getraut. Der 86jährige, noch immer im Dienste befindliche Standesbeamte Scheller aus Haina bei Kassel traute seine 19jährige Urenkelin mit dem 21jährigen Urenkel des ältesten Ortseinwohners, des 91jährigen Rentners Krug, der gemeinsam mit dem 89jährigen, jedoch immer noch unverheirateten Vetter als Trauzeuge fungierte. Diesen Ort Haina sollten sich Freunde eines langen Lebens merken.

Der „König der Taschendiebe“.

In Paris verhaftet und nach Deutschland ausgeliefert.

Der in Paris verhaftete un dnach Leipzig ausgelieferte „König der Taschendiebe“, Orleant, sitzt zur Zeit in der Leipziger Gefangenenanstalt. Er nennt sich Samuel Liebeskind; es ist aber zweifelhaft, ob dies sein richtiger Name ist. Jedenfalls gilt er unter dem Namen Orleant als das Oberhaupt der internationalen Taschendiebe und vor allem derjenigen Kolonnen, die mit den sogenannten „platten“ Polizeibeamten zusammengearbeitet haben. Das sind die Beamten, die sich von den Taschendieben bestechen lassen und mit ihnen gemeinsame Sache machen. Orleant hat die Kolonnen zusammengestellt. Mit seiner Zustimmung durften sie in bestimmten Städten und Gegenden arbeiten. Wenn ein Mann fehlte, so sorgte er für Nachschub. Von sämtlichen Kolonnen bezog Orleant Prozente.

Orleant besaß in Berlin

das Café „Opéra“, wo die Taschendiebe zu verkehren pflegten.

1925 wurde er von der Berliner Kriminalpolizei vernommen, aber wieder freigelassen, da ihm nichts nachzuweisen war. Er ist dann sofort geflüchtet. Inzwischen fand 1926 der Taschendiebprozeß Nouvel in Leipzig statt, in dem Orleant häufig als Oberhaupt der internationalen Taschendiebezunft genannt wurde. Der Leipziger Kriminalpolizei gelang es, festzustellen, daß sich Orleant in Frankreich, wahrscheinlich in Paris, befand. Im März dieses Jahres begaben sich der Chef der Leipziger Kriminalpolizei, Oberregierungsrat Dr. Heiland, und Kriminalrat Fischer nach Paris. Die Herren fanden bei dem Direktor der Pariser Kriminalpolizei, Macomber, größtes Entgegenkommen. Tag und Nacht wurden verdächtige Lokale und Nachtcafés beobachtet und besucht. Die Spur führte schließlich in ein Caféhaus, das in der Nähe der Rue du Temple am Ende der Rue de Rivoli liegt. Dort gelang es, Orleant nach 1 Uhr nachts beim Verlassen des Caféhauses festzunehmen.

Er war maßlos erstaunt.

Acht Tage vorher war er von einer wahrscheinlich ertragreichen Tour aus Mexiko zurückgekehrt. Die Auslieferungsverhandlungen zogen sich lange hin. Am 19. Juni wurde Orleant der deutschen Behörde in Neuenburg übergeben. Orleant bestreitet jede Beteiligung an Taschendiebstählen. Er hat Haftbeschwerde erhoben. Von seinen Pariser Freunden sind 80 000 Franks für seine Verteidigung gesammelt worden. Tatsache ist, daß, seitdem die großen Taschendiebe in Haft sitzen und verurteilt sind, die Taschendiebstähle in Leipzig, besonders zur Messezeit, ganz zurückgegangen sind.

Verhaftung eines Medikamentenfälschers.

Originalpackungen mit verfälschtem Inhalt.

In Beuthen kam man umfangreichen Fälschungen von medizinischen Fabrikaten der J. G. Farbenindustrie in Leverkusen auf die Spur. Durch den eigenen Ermittlungsdienst der Firma wurde festgestellt, daß der Kaufmann Pollack in Beuthen in einer dortigen Druckerei Originalpackungen mit dem Warenzeichen der J. G. Farbenindustrie herstellen ließ und sie mit verfälschten Medikamenten füllte. Von Beuthen aus haben dann die Fälschungen ihren Weg in die Ostländer gefunden. Gegen Pollack liefen in den letzten Tagen auch aus Warschau, Lemberg, Krakau und anderen Städten Anzeigen von belieferten Firmen ein, die sich durch die äußerst minderwertige Ware in den Originalpackungen betrogen fühlten. Pollack, der bereits einmal wegen Salvarsan-Schmuggel bestraft worden ist, wurde jetzt verhaftet.

Ausgeraubt und angezündet.

Die Fleischdiebstähle in den Berliner Presto-Werken.

In den großen Fleischwerken Presto in Berlin-Wilmersdorf waren, wie gemeldet, Fleischdiebstähle von außerordentlichem Umfange aufgedeckt worden, die sich auf eine Zeit von mindestens 5 Jahren erstreckten. Die Nachforschungen der Kriminalpolizei haben jetzt zu überraschenden Ergebnissen geführt. Es ist festgestellt worden, daß eine 20köpfige Verbrecherbande, die sich vornehmlich aus Angestellten der Fleischwerke zusammensetzte, sich nicht nur auf Diebstähle beschränkt hat, sondern aus Angst vor Entdeckung in der Nacht vom 12. zum 13. März 1925 die umfangreichen Lagerräume der Firma Presto in Flammen aufgehen ließ. Insgesamt sind bisher unter dem Verdachte des fortgesetzten Einbruchs und der Hehlerei (u. a. ist eine Geheimräucherei der Verbrecher aufgedeckt worden) mehr als 20 Personen verhaftet worden. Der Haupttäter und Brandstifter, der frühere Portier des Hauses, ist geflüchtet.

Der Propeller macht Feueralarm.

Das Haus in Flammen.

Eine neue Verwendungsmöglichkeit des Flugzeuges hat Lloyd W. Bertaud, der bekannte Pilot im amerikanischen Flugpostdienst, entdeckt. Als er kürzlich in der Nacht zwischen Neuyork und Cleveland unterwegs war, bemerkte er, als er über Milesburg, einem kleineren Ort in Pennsylvanien, dahinflog, daß ein Haus in Flammen stand, und daß nichts geschah, um das Feuer zu bekämpfen. Er ging deshalb mit dem Flugzeug möglichst weit nieder und umkreiste den Ort. Das starke Geräusch seines Motors schreckte die Bewohner aus dem Schlaf, die noch rechtzeitig an der Brandstelle eintrafen, um die Familie zu retten. Bertaud war übrigens derjenige, den Chamberlin als Begleiter für seinen Atlantikflug in Aussicht genommen hatte. Bertaud verzichtete indessen auf die Reise infolge einer heftigen Auseinandersetzung mit Levine.

Was man sich in Belgrad für Sorgen macht.

Brückenbau, Kinderknochen und Aberglaube.

In balkanischen Gegenden ist unter der Landbevölkerung noch heute der unsinnigste Aberglaube lebendig, der oft genug zu geradezu grotesken Begebenheiten führt. So soll zur Zeit unweit von Belgrad eine neue Brücke über die Donau gebaut werden. Die Arbeiten waren bereits in vollem Gang, als plötzlich unter der Bauernbevölkerung das Gerücht umlief, der Baumeister wolle die Knochen von mehreren hundert Kindern in die Pfeiler einmauern, um auf diese Weise die Stabilität des Baues zu gewährleisten. Die Folge dieser Ausstreuungen war eine allgemeine Panik; die Mütter wollen ihre Kinder nicht mehr aus dem Hause gehen lassen, die Männer bombardieren die Regierung in Belgrad mit Protestkundgebungen und den unglücklichen Architekten mit Drohbriefen. In der Hauptstadt zerbricht man sich zur Zeit den Kopf, wie man die aufgeregten Leute beruhigen und die Fortsetzung der Arbeiten sichern soll.

LICYTACJE.

KASA CHORYCH m. ŁODZI

na mocy art. 53 Ustawy z dnia 19 maja 1920 r. o przymusowem ubezpieczeniu na wypadek choroby podaj do ogólneje wiadomości, że na pokrycie należnych Kasie Chorych składek członkowskich odbędą się publiczne licytacje ruchomości u niżej wyszczególnionych dłużników:

Dnia 8 sierpnia 1927 r. od godz. 10-ej do 16-ej.

1. Kaufman L., ul. Brzezińska 17: szafa, maszyna do szycia.
2. Weiss A., ul. Sz. Zgierska 49: meble.
3. Ruszecka M., ul. Brzezińska 13: meble.
4. Rozencwajg L., ul. Aleksandryjska 34: szafa, maszyna do szycia.
5. Rubinowicz B., Aleksandrowska 101: meble.
6. Pacanowski Ch., ul. Drewnowska 9: meble.
7. Popławski J., ul. Zgierska 107: 35 butelek spirytusu.
8. Lewkowicz L., ul. Wolborska 10: meble.
9. Kwiatkowski S., ul. Goplańska 23: szafa z lustrem.
10. Grabowski A, ul. Żórawia 17: meble.

Dnia 9 sierpnia 1927 r. od godz. 10-ej do 16-ej.

1. Federmesser T., ul. Kamienna 15: maszyna do szycia.
2. Szanowski G., ul. Drewnowska 13: 20 korcy węgla.
3. Szepes Sz., ul. Kilińskiego 35: maszyna do szycia, maszyna do walcowania.
4. Salomon J., ul. Narutowicza 32: otomana.
5. Stow. Właść. Skład. Aptecznych, ul. Piotrkowska 69: maszyna do pisania.
6. Stow. Kupców i Przemysłowców m. Łodzi i Okolic, ul. Południowa 15: maszyna do pisania.
7. Rajtman Sz., ul. Nowomiejska 8: 30 kapeluszy damskich.
8. Roth D., ul. Cegielniana 59: 2 szafy.
9. Nasielski I., ul. Piotrkowska 9: szafa.
10. Mandel R., ul. Ogrodowa 3: 250 koszul nocnych.
11. Meller F., ul. Nowomiejska 5: 40 swetrów.
12. Olek N., ul. Wschodnia 29: meble.
13. Markusfeld, ul. Cegielniana 114: bibljoteka, szafa, biurko.

Dnia 10 sierpnia 1927 r. od godz. 10-ej do 16-ej.

1. Zygadlewicz R., ul. Rzgowska 47: szafa z lustrem.
2. „Pośpiech", ul. Piotrkowska 183: maszyna do maglowania towaru.
3. Marks J. R., ul. N.-Projektowana 4: szafa, maszyna do szycia.
4. Łazuchiewicz J., ul. N-Zarzewska 12: meble, rower, narzędzia kowalskie.
5. Arndt A, ul. Senatorska 29: kasa ogniotrwała.
6. Grossman M., Aleksandrów, ul. Lutomierska 44: szafa, maszyna do szycia.
7. Erdinast H. L., Aleksandrów, ul. Bankowa 6: 3 szafy.
8. Żarnowski i Hoffman, Aleksandrów, ul. Rynek 18: meble.
9. Alembik Ch. i S-ka, Aleksandrów, ul. Kościelna 29: 2 krosna tkackie.

Dnia 11 sierpnia 1927 r. od godz. 10-ej do 16-ej.

1. Rotbajn B., ul. Konstantynowska 3: 100 żarówek.
2. Rotsztajn A., ul. Konstantynowska 13: meble.
3. Mühle H., ul. Leszno 3; kasa ogniotrwała, 600 korcy węgla, prasa do listów, biurka, 2 maszyny do nawijania i do zwijania nici.
4. Matusiak M., ul. 28 p. Strzelc. Kaniowsk. 25: meble, maszyna do szycia, maszyna-wiertarka.
5. Lichtensztajn J., ul. Zawadzka 22: szafa z lustrem.
6. Lichtensztajn J., ul. Zawadzka 22: meble, abażur do lampy, kuchnia szamotowa.
7. Liberman I, ul. Konstantynowska 29: kredens.
8. Kligier W., Konstantynów, ul. Długa 46: meble, waga dziesiętna.
9. Ludwig A., Konstantynów, ul. Młynarska 8: meble.

Dnia 12 sierpnia 1927 r. od godz. 10-ej do 16-ej.

1. Fiszman J, ul. Piotrkowska 33: 2 maszyny do nawijania nici.
2. Faktor F., ul. Al. 1 maja 48: meble.
3. Wajsman A, Piotrkowska 56: 175 mtr. towaru.
4. „Keren-Hatora", ul. Żeromskiego 58: 10 ławek szkolnych, 2 tablice.
5. Nomburg B. L., ul. Skwerowa 13: meble.
6. Lewi i Gutman, ul. Piotrkowska 69: szafa.
7. Lwow J., ul. Gdańska 81: 3 biurka, maszyna do pisania.
8. Jabłoń M., ul. Zamenhofa 18: 6 tuzinów skarpetek.
9. Biegański A., Gdańska 106: meble, maszyna do szycia.
10. Lwow J, ul. Gdańska 81: 2 maszyny do pisania, 4 biurka.

Dnia 16 sierpnia 1927 r. od godz. 10-ej do 16-ej.

1. Zielina P., ul. Piotrkowska 101: kredens.
2. Rosenblatt, ul. Cegielniana 51: meble.
3. Sendowski A., ul. Południowa 6: szafa bibljoteka.
4. Rochwarger M., ul. Południowa 36: szafa.
5. Kon J., ul. Zachodnia 70: lustro-tremo.
6. Salomonowicz S., ul., Południowa 20: meble.
7. Rozental J., ul. Różana 10: szafa.
8. Rozenman F., Piotrkowska 31: 2 szafy.
9. Taśma Sz., ul. Piotrkowska 117: lustro-tremo.
10. Dawidowicz J., ul. Zachodnia 30: kasa ogniotrwała.
11. Liberman A., ul. Główna 37: lustro-tremo.
12. Ulinower W., ul. Narutowicza 11: meble.
13. Zelwer M., ul. Narutowicza 58: kredens.

Dnia 17 sierpnia 1927 r. od godz. 10-ej do 16-ej.

1. Rzeźnik J., ul. Al. 1 Maja 16: meble.
2. Rozenstrauch M., ul. Narutowicza 41: kredens.
3. Zelcer M., ul. Szkolna 12: Zegar.
4. Kozłowski A. I., ul. Szkolna 4: szafa bibljoteka.
5. Kolski R., ul. Konstantynowska 18: meble.
6. Szmulewicz A., ul. N.-Cegielniana 7: lustro-tremo.
7. Rajsbaum A., ul. Szkolna 17: kredens.
8. Szydłowski Sz., ul. Szkolna 28: meble.
9. Reuter F., ul. Aleksandrowska 47: otomana, maszyna do szycia.
10. Rozencweig J. F., ul. Jerozolimska 9: meble.
11. Rozenson Sz., ul. Gdańska 31: meble.
12. Rożental G., ul. Cegielniana 12: meble.
13. Rotstein A., ul. Konstantynowska 13: meble.

Wymienione ruchomości obejrzeć można na miejscu sprzedaży od godz. 10-ej rano w dniu wyznaczonym do licytacji.

Łódź, dnia 28 lipca 1927 r.

KASA CHORYCH m. ŁODZI

(–) Szuster, w. z. Dyrektor
(–) Kaźmierczak, w. z Przewodniczący Zarządu.

in den polnischen Städten über 100 000 Einwohner anführen: auf 1000 Einwohner betrug der Zuwachs: in Lemberg 6,4 Personen, in Lublin 7,4 Personen, in Warschau 8,1 Personen, in Krakau 10 Personen, in Lodz 12,9 Personen, in Kattowitz 14,5 Personen, in Posen 14,9 Personen, in Bromberg 18 Personen.

Minister Skladkowski und die Müller. Vor einigen Tagen hat sich eine Delegation des Verbandes der Mühlenbesitzer der Lodzer Wojewodschaft zum Innenminister Skladkowski begeben, der gebeten wurde, den Müllern einige Vergünstigungen hinsichtlich der Umsatzsteuer zu gewähren und anzuordnen, daß die Verwaltungen einiger Städte es unterlassen, die Müller mit Sondersteuern zu belegen, da sich dadurch das Mehl verteuere. Der Minister fand diese Wünsche für berechtigt und versprach, diese Angelegenheit zu regeln.

Die Steuern im August. Im August sind einige außerordentliche Staats- und Kommunalsteuern zu zahlen, vor allem die Lokalsteuer für das 3. Quartal 1927 in der Höhe von 8 Prozent von der Miete. Der Zahlungstermin läuft am 31. August ab. Ferner ist die Immobiliensteuer für das 2. Quartal d. J. zuzüglich des 50prozentigen Kommunalzuschlags bis zum 31. August zu entrichten und bis zum 15. August sind Anzahlungen auf die Umsatzsteuer für das 2. Quartal von denjenigen Firmen zu leisten, die Geschäftsbücher führen. Die Umsatzsteuer für Juli ist bis zum 15. bezw. 29. August zu zahlen.

Die Bevölkerung verlangt besseres Brot. Da behördlicherseits angeordnet war, daß die Bäcker nur Mehl 65prozentiger Vermahlung zum Backen von Brot verwenden sollen, haben die Bäcker auch danach gehandelt. Es erweist sich jedoch, daß die Bevölkerung das dunklere Brot nicht gern kauft. Die Bäcker haben sich nun an die zuständige Behörde gewandt und auf diesen Umstand aufmerksam gemacht unter Hinweis darauf, daß die Bäcker beschuldigt werden, absichtlich schlechteres Brot zu backen. (E)

Das Riesendefizit des Stadttheaters. Gestern hat eine Sonderkommission des Magistrats die Arbeiten zur Prüfung der Geschäftsbücher des Stadttheaters beendet und diese in vollster Ordnung gefunden. Laut den Bücherausweisen beträgt das Defizit des Theaters nicht weniger als 119 000 Zloty. Die Kommission wird das Ergebnis ihrer Arbeiten dem Magistrat mitteilen, der in einer am Dienstag stattfindenden außerordentlichen Sitzung die Angelegenheit erledigen wird. Der Sekretär der Verwaltung des Hauptverbandes polnischer Bühnenkünstler ist aus Warschau hier eingetroffen und hatte mit dem Wojewoden sowie dem Vizestadtpräsidenten Groszkowski einige Unterredungen, wobei er auf die schwierige Lage der Mitglieder des Stadttheaters hinwies, denen die Gehälter nicht ausgezahlt werden könnten. Sowohl der Wojewode als auch der Vizestadtpräsident versprachen eine rasche Regelung dieser Angelegenheit. (E)

Ein großes Gartenfest veranstaltet am Sonntag, den 14. August, im Park „Sielanka" die Ortsgruppe Lodz-Zentrum der D. S. A. P. Das reichhaltige und gediegene Programm wird dazu beitragen, daß dieses Fest sich großen Zuspruches erfreuen wird. Es wird, wie alljährlich, ein Sammelpunkt der deutschen Werktätigen von Lodz werden. Bezüglich näherer Einzelheiten verweisen wir auf den Anzeigenteil.

Unser neuer Roman. In der heutigen Nummer beginnen wir mit den Abdruck unsres neuen Romans „Die singende Hand". Wir sind überzeugt, daß der neue Roman den ungeteilten Beifall aller Romanleser finden wird.

Der heutige Nachtdienst in den Apotheken: G. Antoniewicz, Pabianicka 50, K. Chondzynski, Petrikauer 164, W. Sokolewicz, Przejazd 19, R. Rembielinski, Andrzeja 26, J. Zudelewicz, Petrikauer 25, M. Kasperkiewicz, Zgierska 34, S. Trawkowska, Brzezinska 56.

Zur Festnahme der Banditen Kulawinski und Milczarek. Wie wir noch nachträglich zur Verhaftung der Banditen erfahren, hatten Kulawinski und Milczarek den Geldboten Lewkowicz von dem Augenblick an beobachtet, als er das Postgebäude verließ. Da Lewkowicz noch einige Ueberweisungen an Personen hatte, die vor dem städtischen Museum wohnten, warteten die beiden Banditen auf der gegenüberliegenden Seite der Straße. Dann eilten sie, als sich Lewkowicz dem Hause Nr. 91 näherte, voraus und versteckten sich im Treppenhaus. Als Lewkowicz an der Tür des städtischen Museums läutete, hielt ihm einer der Banditen den Mund zu, während der andere ihn durch Schläge auf den Kopf unschädlich machte. Dann flohen sie mit der Beute nach der Allee Kosciuszki und begaben sich zu dem Bruder des Kulawinski, wo die Teilung der Beute vorgenommen wurde. Kulawinski gab seinem Bruder einige tausend Zloty. Den Rest des Geldes wechselten beide Banditen in Dollars um. Um keine Spuren zu hinterlassen, vergruben die Banditen noch am selben Tage die Geldtasche mit den Ueberweisungen im Karolewer Walde. Das in Dollars umgewechselte Geld steckte Kulawinski in eine Flasche, die er versiegelte und auf einem Grabe auf dem Friedhof in Zarzew vergrub. Milczarek dagegen, wickelte das Geld in Papier ein und versteckte es in einer Kammer auf seinem Hofe unter dem Fußboden. Nachdem die Polizeibehörden diese Nachrichten erhalten hatten, begaben sie sich auf den Friedhof in Zarzew, wo auf dem bezeichneten Grabe die Flasche mit 420 Dollar gefunden wurde. In der Kammer wurden ferner 1000 Dollar und 1000 Zloty gefunden. Schwieriger war es, im Karolewer Walde die Tasche zu finden, da die Banditen sich an den Ort nicht mehr genau erinnern konnten. Fast den ganzen Tag über wurde der ganze Wald abgesucht, bis schließlich einer der Polizisten auf das Versteck stieß. Es erweist sich, daß von der geraubten Summe nur wenige tausend Zloty fehlen. Gestern wurde die Untersuchung abgeschlossen, so daß die Banditen den Gerichtsbehörden überwiesen werden konnten.

Unser Bild zeigt die umgebaute und erweiterte Tribüne auf dem Pferderennplatz in Ruda-Pabianicka.

Die Mutter Kulawinskis bestohlen. Gestern erschien bei der Andrzejastraße 17 wohnhaften Gattin des Banditen Kulawinski ein unbekannter Mann, stellte sich als Polizeibeamter vor und verlangte die Herausgabe verschiedener Kleidungsstücke Kulawinskis, die zur Untersuchung nötig sein sollten. Die geängstigte Frau gab das Gewünschte heraus. Erst später stellte es sich heraus, daß sie einem Betrüger zum Opfer gefallen ist.

Lebensmüde. In der Wolborska 1 nahm eine unbekannte Frau im Alter von etwa 35 Jahren in selbstmörderischer Absicht Essigessenz zu sich. Ein Arzt der Rettungsbereitschaft brachte die Lebensmüde in besinnungslosem Zustande nach dem Radogoszczer Krankenhause. — Ein in der Ogrodowa 27 wohnhafter Feuerwehrmann der Firma J. K. Poznanski wollte durch einen Revolverschuß seinem Leben ein Ende bereiten. Er wurde in schwer verletztem Zustande von einem Arzt der Rettungsbereitschaft nach dem Poznanskischen Krankenhaus gebracht. — In ihrer Wohnung in der Sienkiewicza 67 nahm die Stefania Zielinska in selbstmörderischer Absicht eine giftige Flüssigkeit zu sich. Ein Arzt der Rettungsbereitschaft erteilte ihr die erste Hilfe. (i)

ROMAN VON HANS LAND

DIE SINGENDE HAND

dies der Titel unsres neuen Romans, mit dessen Abdruck wir in der

heutigen Nummer

beginnen. Die interessante und fesselnde Schilderung von Lebensschicksalen, von Freude und Wehmut, von Liebesgram und aufjauchzender Liebessehnsucht wird die Herzen aller tief ergreifen.

Gasexplosion. Als die Dienerin der Volksschule in der Sienkiewicza 83 vorgestern abend mit einem brennenden Licht ein Schulzimmer betrat, erfolgte eine heftige Explosion. Im Nu standen die Kleider der Frau in Flammen. Ehe Hilfe herankam und ehe das Feuer gelöscht war, erlitt die Frau erhebliche Brandwunden am Körper. Die erste Hilfe erteilte ihr ein Arzt der Rettungsbereitschaft. Wie sich später herausstellte, hatte sich eine Gaslampe herausgedreht, so daß das Gas in das Zimmer strömte. (i)

Unsere baufälligen Häuser. In der Kalenbachstr. 12 ereignete sich gestern ein Unfall, der bei der Baufälligkeit unserer Häuser durchaus nicht verwunderlich ist. Als der in der ersten Etage wohnhafte Berek Lisiak etwas schneller durch das Zimmer ging, gab der Fußboden nach und er stürzte in die Parterrewohnung hinab. Glücklicherweise war der Sturz nicht allzu schwer, so daß der Verunglückte mit leichten Verletzungen am Körper davonkam. (i)

Sport.

Pferderennen in Ruda-Pabianicka.

6. Tag.

Die Pferderennen in Ruda-Pabianicka gehen ihrem Ende entgegen. Der gestrige vorletzte Tag des Rennens brachte folgende Resultate:

1. Flachrennen über 2100 Meter um den Preis von 900 Zloty. Es starten zwei Pferde. Das Rennen gewinnt Ccero (R. Rago) 3 Meter vor Murman (Stall Szepietow). Toto zahlte: 18 Zloty.

2. Hindernisrennen über 3200 Meter um den Preis von 1000 Zloty. Erster Signorina Romanelli (Mlodecki) vor Enobot, Dola (Tunski) und Alba (4. Ul.-Reg.). Toto zahlte: 16, 12 und 14 Zloty.

3. Flachrennen über 1300 Meter um den Preis von 700 Zloty. Dieses interessante Rennen gewann Pax II (Grybowski) um eine Länge vor Hektor (Fürst Lubomirski und Radwan), Durban (Krechowieckische Ulanen), Rebus (M. Rog) und Korea (Rüdiger). Toto zahlte: 33, 26 und 15 Zloty.

4. Hürdenrennen über 2200 Meter um den Preis von 700 Zloty. Dieses aufopfernde Rennen bringt einen Sieg Alfa III (Dydynski) vor Promienna (Rago) und Reve d'Or (Wazynski). Toto zahlte 13 Zloty.

5. Flachrennen über 1600 Meter um den Preis von 800 Zloty. Es siegt unerwartet Erica (Fürst Lubomirski und Radwan) vor Parys (Chondzynski), Edrio (M. Rog), Floriada (Karnowski) und Diomed (Lindhart). Tote zahlte: 45, 21 und 21 Zloty.

6. Hindernisrennen über 2400 Meter um den Preis von 800 Zloty. Erster Nimfa (Morsztyn) vor Cetynja (Jazlowieckische Ulanen), Bronchit (Szaszkiewicz) und Holbert (21. Ul.-Reg.). Toto zahlte: 17, 10 und 10 Zloty.

7. Flachrennen über 1600 Meter um den Preis von 600 Zloty. Erster Kin Fo (Wojtowicz) vor Agamemnon (Baberka), Lettre d'Amour Prima Aprilis (Dydynski), Wrok (Krechowieckische Ulanen) und Wenecjanka (Bronikowski). Toto zahlte: 27, 15 und 17 Zl.

8. Flachrennen über 1600 Meter um den Preis von 1000 Zloty. Zweifelhafter Sieg Jaki-Taki (Szwejcer) vor dem Favoriten Cecero (Endec). Der Protest des Letzteren wurde jedoch abgelehnt, da Jaki-Taki eine halbe Kopflänge eher am Ziele war. Dritter war (Gzowski), vierter Hugo (M. Rog). Toto zahlte: 46, 14 und 11 Zloty.

Heute nachmittag 3 Uhr finden die letzten diesjährigen Pferderennen statt.

L. Sp.- u. Tv. — „Kraft".

Das bereits angekündigte Spiel des Turnvereins „Kraft" gegen L. Sp.- u. Tv. um die Kreisligameisterschaft dürfte recht interessant verlaufen, da die Kraftmannschaft am vorigen Sonntag die Spitzenmannschaft Ł. K. S. arg bedrängt hat und ein Unentschieden erzielen konnte. Im Vorspiele treffen sich die 2. Mannschaft des L. Sp.- u. Tv. im Revanchespiel mit „Pogon", die bekanntlich das erste Spiel gewann.

Hakoah — P. T. G.-Pabianice 4:1 (1:0).

Das zwischen den genannten Parteien gestern nachmittag ausgetragene Revanchespiel um die Ligameisterschaft brachte einen vollverdienten Sieg Hakoahs. Als P. T. G.-Pabianice sah, daß er unterliegen wird, begannen die Spieler in der 2. Halbzeit brutal zu spielen. Der Schiedsrichter sah sich deshalb veranlaßt, drei Spieler des Pabianicer Fußballklubs vom Platz zu weisen. Darauf verließ der Tormann von Pabianice eigenwillig den Platz und machte auf diese Weise ein weiteres Spielen unmöglich. Der Schiedsrichter Rakowski pfiff daher das Spiel ab und sprach den Sieg Hakoah zu.

Aus dem Reiche.

Petrikau. Mangel an Mehl hat sich seit einigen Tagen empfindlich fühlbar gemacht und es bestand die Gefahr, daß die Stadt gänzlich ohne Backwaren bleiben werde. Vorgestern erreichte diese Krisis ihren Höhepunkt, da überhaupt kein Mehl mehr vorhanden war. Im letzten Moment wurden die Bemühungen des Magistrats zur Herbeiführung von Mehltransporten von Erfolg gekrönt und die Stadt erhielt aus den staatlichen Lagern eine größere Menge Mehl, das der Magistrat unter den Marktpreisen verkaufte.

Kolomea. Einbruch in das Gerichtsgebäude. Unbekannte Diebe drangen in das Depositenlager des Bezirksgerichts in Kolomea ein und raubten es vollständig aus. Der Schaden beläuft sich auf 20 tausend Zloty.

Biala. Eine geheime Schnapsfabrik. Kontrollbeamten des Finanzamtes in Bielitz-Biala gelang es, eine große Geheimfabrik von Schnäpsen aufzudecken. Während der durchgeführten Revision wurden 1500 Liter zubereiteten Schnapses sowie eine große Menge Spiritus, Sirup, Essenz u. a. m. vorgefunden. Auf Grund der bisherigen Berechnungen dürfte der Staat einen Schaden von 25 tausend Zloty erlitten haben.

Bromberg. Selbstmord eine Stunde vor der Hochzeit. Im Dorfe Male Cerkwicy beging die Tochter des dortigen Landwirts Kunze eine Stunde vor ihrer Trauung Selbstmord. Als Grund zue

Tat sind Streitigkeiten um die Mitgift anzusehen, die kurz vor der Trauung zwischen ihren Eltern und dem Bräutigam entstanden sind. Das Mädchen verließ die Hochzeitsgesellschaft und ging nach den nahen Torflöchern, wo es sich ertränkte.

Deutsche Sozialistische Arbeitspartei Polens

Hauptvorstand.

Morgen, Montag, den 1. August, um 7.30 abends, findet im Parteilokal eine Sitzung des Hauptvorstandes statt. Das Erscheinen aller Mitglieder ist erforderlich.

(—) A. Kronig, Vorsitzender.

Veranstaltung eines Volksfestes.

Auf Grund eines Beschlusses des 3. Parteitages veranstaltet der Hauptvorstand der D. S. A. P. alljährlich ein großes Volksfest. In diesem Jahre findet dieses Fest am Sonntag, den 21. August, in Konstantynow statt. An dem Fest beteiligen sich alle Ortsgruppen der Partei und des Jugendbundes mit Fahnen und Wimpeln. Die Vorbereitungen sind von allen Ortsgruppen schon jetzt zu treffen. Die Männerchöre der Parteigruppen und gemischten Chöre der Jugendgruppen wirken als Massenchöre mit. Für alle unsere Mitglieder und Freunde soll daher die Losung lauten: Am 21. August auf nach Konstantynow!

Wir bitten

alle diejenigen Postabonnenten, die mit der Zahlung der Bezugsgebühren im Rückstand sind, dieselben umgehend entrichten zu wollen, damit in der Zustellung der „Lodzer Volkszeitung" keine Unterbrechung eintritt.

Lodz-Süd. Am Mittwoch, den 3. August, findet im Lokale, Bednarska 10, eine außerordentliche Vorstandssitzung statt. Die Vertrauensmänner sowie die Obmänner sämtlicher Sektionen werden gebeten, an dieser Sitzung teilzunehmen. Der Vorstand.

Zgierz. Männerchor. Die nächste Gesangstunde des neugegründeten Männerchors findet am Dienstag, den 2. August, um 7.30 abends, im eigenen Lokale, 3-go Maja 32, statt. Der Chor hat großes Interesse und Begeisterung hervorgerufen. Er zählt bereits 26 Mitglieder. Sangeslustige männliche Personen können sich noch jederzeit beim Vorstande des Chors oder der Partei melden und dem Chore beitreten.

Verleger Stv. L. Kul. Verantw. Schriftleiter i. V. Armin Zerbe. Druck: J. Baranowski, Lodz, Petrikauer 109.

Funkwinkel

Sonntag, den 31. Juli.

Warschau 1111 m 10,5 kW 10.15—13 Uebertragung der Feierlichkeiten bei der Einweihung des Sienkiewiczdenkmals zu Bromberg; 13.45 Landwirtschaftliche Vorträge; anschl. Wetterdienst; 15—19 Uebertragung der internationalen Regatten von Bromberg; 19.10 Prof. Dzwonkowski: „Die Schweizer Nationalfeiern"; 19.35 E. Lubienski: „Japan, das Land der Gegensätze"; 20 Konzertübertragung aus dem Stadttheater von Bromberg; 22 Wetterdienst, Zeitzeichen, Bekanntmachungen, Pressedienst; 22.30 Tanzmusik.

Posen 270,3 m 1,5 kW 10.15—13 s. Warschau; 15 bis 19 s. Warschau; 19 Kinderstunde; 19.45 Verschiedenes; 20 s. Warschau; 22 Zeitzeichen, Sportbericht; 22.20 Tanzmusik.

Krakau 422 m 1,5 kW 10.15—19 s. Posen; 19 Vortrag; 19.40 Sportbericht.

Berlin 483,9 m 9 kW 6.30 Frühkonzert; 9 Morgenfeier; 11.30 Unterhaltungskonzert; 12 Stundengeläut; 15.30 Märchen; 17 Konzert; 20.30 Ein heiterer Sonntagsabend; 22.30 Tanzmusik.

Breslau 315,8 m 10 kW 8.30 Morgenkonzert; 11 Morgenfeier; 17 Märchenstunde; 17.30 Unterhaltungskonzert; 20.10 Schubert-Brahms; 21 Konzert.

Königswusterhausen 1250 m 18 kW 6.30—16.30 Uebertragung von Berlin; 16.30—10.30 Uebertragung von Langenberg; 19.05—00.30 Uebertragung von Berlin.

Langenberg 468,8 m 60 kW 9 Evang. Morgenfeier; 11 „Goethe"; 11.20 Heitere Dichtungen; 12.30 Peter Cornelius-Stunde; 13.15 Mittagskonzert; 14.30 Funkliteratur; 16 Uebertragung vom Rheinstadion; 17.30 Uebertragung des Aachener Reittourniers; in den Pausen Teemusik; 19.20 Dichterstunde; 20.30 Wolf-Ferrari: „Susannes Geheimnis"; hierauf Offenbach: „Das Mädchen vom Elizondo"; danach Tanzmusik.

Stuttgart 379,7 m 7 kW 11.30 Morgenfeier; 16 Konzert; 18.45 Dichterstunde; 20 Bunter Abend.

Hamburg 394,7 m 9 kW 20 Lincke: „Frau Luna".

Wien 517,2 m 28 kW 11 Konzert; 16.15 Vom lustigen Reisen; 17 Zwei Einakter; 20 Einakterabend.

London 2LO 361,4 m 3 kW 21.15 Grieg-Abend.

Montag, den 1. August.

Warschau 12 Zeitzeichen, Wetter- und Pressedienst, Bekanntmachungen; 15 Wirtschafts- und Wetterdienst, Bekanntmachungen; 17.20 St. Tynalski: „Die Einrichtung von Schulen"; 17.45 Bekanntmachungen; 18 Tanzmusik; 19 Pressedienst; 19.15 Verschiedenes; 19.35 Französisch für Anfänger; 20 Landwirtschaftsbericht; 20.30 Abendkonzert; 22 Wetterdienst, Zeitzeichen, Bekanntmachungen, Pressedienst.

Posen 13 Handelsbörsenbericht; 14 Fondsbörsenbericht; 17.30 Konzert; 19 Verschiedenes; 19.10 Vortrag; 19.35 Wirtschaftsbericht; 19.55 Vortrag; 22 Zeitzeichen, Luftschiffahrtsbericht; 22.20 Tanzmusik.

Krakau 19—19.55 Vorträge; 20 Sportbericht; 20.30 Konzert.

Berlin 6 Gymnastik durch Rundfunk; 12 Stundengeläut; 17 Konzert; 21 Aus der Zeit des Rokoko.

Breslau 16.30 Konzert; 20.05 Fall: „Brüderlein fein".

Königswusterhausen 15 Zweckmäßiges Obsteinmachen; 15.40 Küchenrundfunk; 19 „Psychologie und Pädagogik der Leibesübungen"; 18 „Das Deutschtum in Peru"; 19.20 „Die deutsche Ballade"; 20.30 Uebertragung von Berlin.

Langenberg 13.10 Kammermusik; 17.30 Teemusik; 19.45 Elternstunde; 20.40 Konzert; 22.10 Heitere Stunde; danach Konzert.

Stuttgart 16.15 Konzert; 20.15 Sinfoniekonzert; 21.15 Leo Tolstoi.

Hamburg 20 Kleines Konzert.

Leipzigg 20.15 Wiener Operetten.

München 21.15 Andreas Weisgerber spielt auf der Violine.

Wien 11 Vormittagskonzert; 16.15 Nachmittagskonzert; 18 Jugendstunde; 20.05 Geschichte der Jagdmusik.